



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Dreihunddreißigster Jahrgang.

N^o 22.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Hochstapler.

Roman

von

Hans Wachenhusen.

XXVII.

Mit einer Art von Schadenfreude über sich selbst hatte Wolf unter Anleitung seiner rastlosen Schwägerin alles Mögliche gethan oder vielmehr gut geheißen, womit seine Saison zu einem Glanz- und Schlüsselpunkt der verendenden Gesellschaftssaison gemacht werden sollte.

Um aber persönlich durch nichts belästigt zu werden, verbrachte er die unruhige Woche außerhalb des Hauses, und

wenn er im Laufe des Tages einmal heimkehrte, fand er seine Gattin nicht, denn diese war, von Ernesta unbarmherzig umhergeschleppt, mit all' den unerlässlichen Einkäufen und Arrangements beschäftigt.

„Himmel, welch' ein Wirrwarr!“ stöhnte er. „Kann es in einem Tollhause ärger zugehen als bei mir!“

Er fand nur Valeska, die ihm mit zartester Aufmerksamkeit entgegenkam, fand diese sogar einmal, als er erst am Abend hatte zurückkehren wollen, in seinem am äußersten Ende der Wohnung im Hof gelegenen Arbeitszimmer mit ihrer Toilette beschäftigt und schaute derselben lachend zu, als sie über dem Lärm der Arbeiter in den übrigen Zimmern sein Eintreten nicht bemerkte.

Erblickend, dann mit hoher Schamröthe bedeckt, flüchtete sie in die tiefste Ecke des Zimmers und suchte sich hinter dem Peignoir zu schützen.

Wolf stand in phlegmatischer Ruhe da und schaute hin.

„Ersparen Sie sich jedes Wort der Entschuldigung!“ lachte er, als auch sie klagte, es sei ja dieß Zimmer das einzige, in welches die Handwerker nicht eingebrochen. „Ich begreife, daß man auch Ihnen, gnädige Frau, nicht mehr ein Plätzchen gelassen hat, wohin Sie Ihr Haupt legen könnten. Benützen Sie es inzwischen nach Bedürfniß und gestatten Sie mir nur, dort am Schreibtisch einige Zeilen... Ich ahnte ja nicht, wie weit man hier schon sei.“

Wolf trat an seinen Tisch, schrieb und lugte dabei zuweilen in den Spiegel, in demselben die junge Frau beobachtend, ohne daß sie dieß zu bemerken schien.

Sie war hübsch; er hatte das längst gefunden; sie hatte, wenn sie auch nicht so schön war wie Lucy, doch etwas, das ihm Interesse für sie einflößte; sie hatte endlich mehr Weltton als Lucy und war unglücklich. Seit einigen Tagen



Die Hora (rumänischer Nationaltanz). Originalzeichnung von G. Knapp. (S. 258.)

auch meinte er bemerkt zu haben, daß sie ihn mit so eigen-thümlicher Scheu vermied, als habe sie Ursache, ihn zu fürchten. Und jetzt eben, wie er sich erheben wollte, sah er im Spiegel, wie sie, das Peignoir mit der Hand über der Brust zusammenziehend, hinter ihm zur Thüre schwebte, wie sie in dieser noch einmal so sonderbar auf ihn zurückblickte und dann geräuschlos verschwand.

Was hatte sie? Er stand und laufte, vernahm aber nichts als das Geräusch der Arbeiter in den verderben Räumen.

„Eine ungemüthliche Existenz! Und das Alles um anderer Leute willen!“ stöhnte er, sich mit der flachen Hand über den Kopf fahrend. „Aber das danke ich Alles der Schwägerin! Ein Orchester wird errichtet, eine Blumen-estrade für die Sänger und Sängerinnen und den Pianisten; lebende Bilder sollen morgen hier probirt werden und große Gustkasten werden dazu aufgezimmert; ein großer Heerwagen für den Cotillon steht schon, gefüllt mit lauter Kinder-lychen, im Salon bereit, ganze Drangewälder werden in's Haus gefahren — und das Alles danke ich meiner Schwägerin, die unerhöplich in ihren Tollheiten! . . . Aber Gott sei Dank! Der Architekt ist schon mit den Arbeitern auf dem Wege nach Hangenstein; die Pläne, die man mir ein-gehandelt, gefallen mir, und das Beste ist: ich habe keine Unruhe von alledem! Das Schloß soll bis zum Sommer bewohnbar sein, auch der Landplatz wird schon ausgedämmt, Pavillons werden für das Seebad errichtet. . . . Da können sie also später gern zu mir kommen, die Schwägerin mit ihrer ganzen Engelschaar, aber ich werde da zu komman-diren haben, nicht sie!“

Wolf verließ sein Zimmer und bahnte sich den Weg über den ganzen Apparat der Tapeziere. Einen neugierigen Blick that er noch umher, unwillkürlich den scheuen Flücht-ling suchend, aber Valeska war nicht sichtbar.

Erst als er das Vorzimmer verließ, war es ihm, als schauten ihm zwischen den großen, hier schon in Gruppen stehenden fästigen Treppenzangen, hinter einer Begonia, ein paar furchtsame Augen nach, über die er sich draußen erst klar ward.

„Was sie nur haben mag!“ murmelte er, sich über Valeska den Kopf zerbrechend. „Daß ich sie bei der Toilette überraschte? So albern kann sie nicht sein! Ich war doch im Recht, als ich mein Zimmer betrat! . . . Ich verstehe mich einmal auf die Weiber nicht und werde es niemals lernen!“

Als er hinaus, trat wirklich Valeska hinter dem Blumen-werk hervor. Sie war in nervöser Erregtheit; der starke Duft der Blätter verursachte ihr Kopfweh und dennoch war sie, da Lucy so übermäßig draußen beschäftigt, gezwungen, das Haus zu hüten.

Seit ihr John begegnet, war's, als sei sie aus ihrer Resignation aufgeschreckt; die Gespenster ihrer Vergangen-heit umschlichen sie, wenn sie allein war; sie trat des Tages oft an die durchsichtigen Rideaux, um auf die Straße zu spähen, ob John vielleicht sie ausgespürt, und suchte zu-sammen, wenn sie angerebet ward.

Auch Eschenburg hatte eine so strenge Miene gegen sie angenommen, als sie ihn gestern gesprochen; er schien un-zufrieden mit ihr zu sein und hatte gethan, als könne er sie entbehren. . . . Was sollte sie ihrerseits thun, nachdem sie so weit seinen Befehlen genügt!

So stand sie auch jetzt hinter dem Rideau, Wolf nach-schauend, bis er verschwunden. Ein Ritzern durchlief ihren Körper, die Wirkung ihrer Gedanken; sie preßte beide Hände vor die Augen.

„Wie elend, wie verworfen!“ ächzte sie leise. „Die ärmste Dirne beneide ich darum, daß sie frei und furchtlos der Welt in's Antlitz blicken darf, denn wo ich auch sein mag, der Fluch folgt mir, und die Noth zwingt mich, sein Joch zu tragen, zitternd vor dem Verrath, unfähig, Andere zu verrathen, die Späherin und Helferin desselben Schurken zu sein, dem ich das Unglück meines ganzen jammervollen Da-seins verdanke!“

„Wen will er verderben, sie oder ihn? . . . Beide! Aber er vergaß, daß, so schlecht er mich gemacht, noch ein Frauen-herz in mir lebt, daß ich jung bin, wie alt auch meine Ge-danken schon geworden! Dieser Mann, den er unglücklich machen will, thut mir nie etwas zuleide, seine Achtung, seine Freundlichkeit thaten mir so wohl vom ersten Tage ab, als ich in Florenz, flüchtig und obdachlos, von ihm empfangen wurde. Aber ich konnte und kann ihn vor Eschenburg's Plänen nicht retten, auch sie nicht, sie am wenigsten! Sie ist ein Weib, und warum braucht sie glücklich zu sein! Ich könnte sie hassen, wenn sie ihn liebte, aber sie entwarfnet mich durch ihre Herzlichkeit! . . . Eschenburg weiß nicht, wie bereit ich wäre, seiner Absicht zu genügen, das Glück dieser Ehe zu vernichten, aber ich will, ich darf nicht, ich fürchte mich, dem Schicksal neue Gelegenheit zu geben, ich möchte mich verstecken in die tiefste Finsterniß, um von ihm nicht mehr gefunden zu werden. Aber sie, sie soll mich nicht so achlos mit ihm allein lassen, denn . . . ich könnte ver-sucht werden, Eschenburg eifriger zu Willen zu sein, als er es verlangt.“

Die Unglückliche war, vielleicht weniger durch sich selbst als durch die Umstände, wieder auf einen Irrweg getrieben. Wolf hatte, obgleich er sich so wenig aus den Frauen machte, oder vielleicht gerade deshalb, auf das viel gemißbrauchte Herz dieses jungen Weibes schon gleich zu Anfang einen gewissen Einbruch gemacht, und Eschenburg war das nicht entgangen. Der tägliche Umgang, namentlich auf der Reise, hatte Berührungen zwischen diesen Beiden veranlassen müssen,

die der Letztere begünstigte. Während Wolf sie aber als Freundin betrachtete, bildete sich in ihr eine wachsende An-hänglichkeit aus. Und wenn er jetzt, da sie in seinem Hause, ihr mit vertraulicher Artigkeit begegnete, wenn Lucy arglos Beide allein zurückließ, um draußen den ihr aufgeladenen ge-sellschaftlichen Pflichten zu genügen, wenn er sich zu ihr setzte und ihr in das immer leidend erscheinende Antlitz blickte, in demselben heimlich forschte, als wolle er ergründen, was eigentlich so sonderbar Anziehendes, ihn Fesselndes in diesem Gesicht, — so verleitete sie ihr Herz, getrieben von Hilfs-bedürfnis und Angst vor der Außenwelt, in seiner Freund-schaft mehr zu suchen, als sie sollte, und lobernd schlug dann der Haß gegen Eschenburg in diesem durch Verwurf, Neue und Verzweiflung gemarterten Herzen auf.

Sie verfluchte Nachts, auf dem Lager sich windend, ihr Dasein, der Gedanke, demselben ein Ende zu machen, trat oft an sie heran, aber Eins gab ihr doch wieder Trost, wenn sie schon vor dem Entschluß der Selbstvernichtung stand: Eschenburg hatte ihr eine neue Zukunft gezeigt, ihr die Mittel zu einer solchen versprochen, und sie war so jung noch; die Welt war so groß und weit, vielleicht gab es doch noch eine Stätte auf derselben, wohin der Fluch ihr nicht folgte!

Auch das plötzliche Begegnen mit John van der Necken, das sie im ersten Moment niedergeschmettert, hatte schließlich etwas Ermuthigendes für sie gehabt. Er war ein schlechter, verkommener Mensch, vielleicht nicht ganz so schlecht wie die Anderen, mit denen Alban sie zusammengeführt, denn durch all seine Verworfenheit brach immer der Funke einer noch nicht ganz verleugneten Erziehung hervor; sie hatte ihn in Momenten gesehen, in welchen er Wiß und die Gabe einer liebenswürdigen Unterhaltung zeigte; gleich darauf aber hatte er rückhaltlos seine ganze Verderbtheit dargelegt.

An ihn knüpfte sie keine Hoffnung, aber er hatte ihr auch hier nicht verschwiegen, daß die Zuneigung für ihre Person, mit der er ihr drüben verhaft geworden, noch nicht erloschen. Sie zu verrathen, dazu glaubte sie ihn nicht fähig; es schwebte ihr also der nebelhafte Gedanke vor, daß sie ihn vielleicht benützen könne. Und dennoch hatte sie sich nicht entschließen können, ihn an der ihr angedeuteten Stelle aufzusuchen.

Das eben wieder beginnende Hämmern der Arbeiter that ihren kranken Nerven weh. Sie wollte sich in den äußersten Winkel flüchten; der Diener war ja draußen.

Da plötzlich erschreckte sie eine Stimme vor der Thür des Zimmers. Sie unterschied die Eschenburg's. Zitternd schaute sie zur andern Thür.

„Ich will nur die Arrangements sehen, lieber Freund!“ klang jetzt schon Eschenburg's Stimme dicht neben ihr. Er hatte die Thür geöffnet und schloß sie vor dem Diener wieder. . . . „Ah, Sie!“

Er trat mit seinem gewohnten höflichen Lächeln zu ihr, schaute dann noch einmal zurück. . . .

„Wir sind ungestört?“

„Herr von Hangenstein ging vor wenigen Minuten. . .“ Valeska sagte sich; sie bedurfte diesem Manne gegenüber der Haltung.

„Ich sah ihn! . . . Auch die gnädige Frau ist nicht zu Hause, so sagte mir der Diener.“

„Auch sie nicht!“ Valeska vermied seinen Blick in scheuer Aufregung.

„Der übermäßige Blumenrost schadet den Nerven!“ Er blickte zur Seitenthür.

Valeska verstand ihn.

„Die Arbeiter sind überall.“

„Hm!“ Er schaute wieder umher. „Man hört uns hier doch nicht?“

Sie schüttelte unmutig den Kopf.

„Sie scheinen in schlechter Stimmung, Valeska!“ Wie absichtslos trat er hinter die nächste Blättergruppe und erwartete sie dort. „Ich hoffe, Sie bald zu erlösen, aber Alles hängt von Ihrer Klugheit ab. Ich vermisste die Frau von Kerstowan!“ sagte er machend.

Valeska richtete sich auf; sie schaute ihn an, stolz und herausfordernd. Eschenburg lächelte zufrieden.

„Sie werden morgen Abend während der Soirée auf Ihrem Posten sein, Valeska!“ sagte er, eine Blume brechend und sie an seine Brust steckend. „Der von mir längst Er-wartete kommt morgen endlich; ein schöner junger Mann, Spanier, der aber vortrefflich Deutsch spricht; der Schwager der Frau von Hangenstein; er führt den Namen Valerio. Sie werden ihn den Abend hindurch nicht aus den Augen lassen.“

„Frau von Hangenstein wünscht, daß ich ihr behülflich, die Honneurs zu machen.“

„Meinetwegen, aber mit Vorsicht! Sie werden hinter den Coulissen verschwinden, wenn Sie es für nöthig halten, und deren wird es hoffentlich bei all diesen Arrangements genug geben. Sie werden namentlich darauf achten, was hinter denselben vorgeht.“

„Ich sollte in den lebenden Bildern mitwirken.“

„Unter keinen Umständen! Sie haben doch einen Ver-wand gefunden!“

„Ja! Es fehlt ja nicht anderen jungen Damen!“

„Ich wiederhole Ihnen, daß dieser Valerio die erste, unvergeßene Liebe der schönen Frau; es könnte also leicht sein, daß Herr von Hangenstein einer Trösterin bedürfte. Wie stehen Sie mit ihm?“

Valeska erbleichte.

„Ich verstehe und danke Ihnen! Es mag schwierig

sein, eine gegen die Frauen so indifferente Natur zu erwärmen; um so größer wird Ihr Verdienst sein. Ich habe es bei der schönen Frau nicht an Rathschlägen hinsichtlich der Behandlung ihres Mannes fehlen lassen und sie haben guten Erfolg. Es ist schwer, ein Weib wie dieses nicht zu lieben, aber Frauenliebe, wenn sie gar zu heiß ist, bewirkt immer einen Umschlag der Atmosphäre in dem Herzen des Mannes. Die Frauen haben gewöhnlich der Liebe zu viel oder zu wenig.“

Valeska machte eine Bewegung der Ungebuld.

„Sie haben Recht, bleiben wir bei der Sache! Es liegt mir daran, daß mein unglücklicher Freund Gelegenheit habe, sich zu überzeugen. . . . Sie wissen, was ich meine! Diese Ueberzeugung muß er selbst dann gewinnen, wenn die Ursache auch nur eine scheinbare. Der Schein gilt dem Eifersüchtigen immer wie ein Spiegelbild im Wasser, das nicht ohne Ursache ist.“

„Ich bedarf Ihrer Instruktion nicht, Herr von Eschen-burg!“ Valeska preßte, als sie gesprochen, die Lippen fest zusammen.

„Um so besser! Denken Sie an unsere Verabredung!“

„Ich will fort aus diesem Hause! Ich ertrage dich nicht lange!“

„Auch das ist ganz in meinem Interesse. Die zehn-tausend Dollars liegen auf der Bank für Sie bereit; es bedarf nur meiner Ordre zur Zahlung. Sobald Sie Ihre Schuldigkeit gethan, liegt mir selbst daran, Sie fern zu wissen.“

„Ich begreife nicht, wo hinaus Sie mit alledem wollen! Fünf Monate bereits dauert diese Komödie!“ rief Valeska heftig.

„Kümmern Sie sich nicht um das, was Sie nicht an-geht!“ warnte er mit strengem Blick. „Sie werden morgen Abend auf meine Winke achten. Damit sind wir zu Ende!“

Eschenburg verließ sie mit einer Miene, die sie zur Er-kennniß ihrer Stellung ihm gegenüber bringen sollte.

Zitternd vor Empörung, mit glühenden Augen starrte sie ihm nach. Sie vernahm draußen noch seine Stimme, hörte, wie er dem Diener seine Bewunderung all' der schönen Arrangements ausdrückte, trat zum Fenster und blickte ihm mit auf der Brustung geballten Händen nach.

„Ein Satan in Menschengestalt, ein Würgengel, der zerstörend durch die Welt zieht und Glend zurückläßt, wofür er seinen Fuß gesetzt hat! Und ich darf nicht zum Richter gehen und ihm sagen: ergreife ihn, verurtheile, vertheile ihn, denn er scheint wie ein Luchs und seine Fußstapfen würde Niemand erkennen; seine Hand ist rein von Blut, denn er würgt nur und seine Helfershelfer verschwinden mit die Spreu von der Stätte, wo sie ihre Opfer zurücklassen — seine Opfer, die er selbst erst schuldig zu machen gewohnt, wenn er ihnen noch so viel Blut in den Adern gelassen, daß sie gegen ihn zeugen könnten! . . . Aber es soll ja zu Ende gehen!“ Sie seufzte hoch auf. „Zu Ende! Und was wird vor diesem Ende geschehen? Werde ich es mit an-sehen sollen?“

Sie riß ein Blatt von dem nächsten Zweige und preßte es auf die heißen Augen, wand sich durch die Drangerei zu dem bis zum Boden reichenden Spiegel und schaute in ihre entstellten Züge.

„Er vermisst die Frau von Kerstowan!“ rief sie höhnend und sich stolz aufrichtend. „Hier steht sie! Der fünf Jahre noch die achtzehnjährige Juliane Kesthorst, die tugendhafte Beamtentochter, die — ja, er hat Recht! — zu viel Liebe hatte für ihren durch ihn unglücklich gemachten Vater, ein ahnungsloses Kind noch, das blind in die Hände dieser Würg-ger lief, und als es gefallen, keinen Halt in seinem Sturze mehr fand! Juliane Kesthorst, das unschuldige Kind, wie ge-liebt als Heilerin und Helferin einer vornehmen Spieler-bande, von deren Treiben sie zu spät erst erfuhr; als Frau Alban stand sie in New-York vor dem Richter, um jähli-chen Zeugniß abzulegen, und Frau von Kerstowan, die verlassen in Pisa im Spital gestorben, mußte in mir wieder auferstehen, als dieser Glende, sich für einen Verwandten derselben aus-gehend, die Kosten ihrer Beerdigung übernahm und sich dadurch ihre Legitimationen in die Hände spielte. . . .“

„Still!“ Sie unterbrach sich, laufend in Miene und Wort, und ordnete dann hastig ihre Toilette, das Haar, das die Zweige der Drangen in Unordnung gebracht, trat dann an's Fenster und schaute auf zwei Equipagen. „Was fragt schon wieder nach der Frau von Kerstowan, die in so kurzem die Seele des Hauses geworden! . . . Wäre sie so schlecht, wie sie schon sein könnte, das blinde Vertrauen dieser jungen Frau sollte selbst Eschenburg's Schlangenhaut einen Poffen spielen!“

Die Thür öffnete sich, diese Thür, die in dem unruhigen Hause einer der Besuchenden dem andern in die Hand gab, und Valeska trat mit freundlichstem Lächeln einigen Damen entgegen. Sie war wieder Frau von Kerstowan, deren anmuthiger Welken durch seine Bescheidenheit die Theilnahme Aller gewonnen.

XXVIII.

„O, ich bin müde, recht sehr müde dieses trübseligen Lebens, liebe Kerstowan! Ich begreife meine Schwester und die übrigen Damen nicht, ja, ich begreife mich selber nicht, aber hatte ich denn einen Willen? Zog man uns nicht gewaltsam in diesen Wirbel hinein, ehe ich die Folgen davon übersehen konnte? Wir kennen in unserer Heimat dieses Gesellschaftsleben nicht, das wie eine Lawine Jedem mit sich reißt, der in ihre Bahn gerathen; aber Gräfin

hatte sich schnell daran gewöhnt, sie hatte ihr Element gefunden zu meinem Erstaunen, und sie war's, die mich immer wieder aufregte, mich mit ihren Vorstellungen ängstete. Du ledest sie Alle, die dich so herzlich aufnahmen, du darfst dich ihnen nicht mehr entziehen, es ist ja nur die kurze Zeit noch; etwa zwanzig Einladungen liegen ja nur noch vor, dann kannst du dich ausruhen; und gib Acht, du wirst es schwerer entbehren... Ich entbehre! Und wie nur Ernesta ausbält! Sie schwärmt noch von den großen Festen, die sie in Petersburg erlebt. Für mich ist dieß keine Frucht!

Baleska hörte lächelnd die Klage ihrer schönen Freundin, als die Kammerjungfer eben die letzte Hand an die Ballmütze derselben legte. Sie selbst ordnete mit Sachkenntnis, was jene übernahm, während sie in schlichter, aber kleidsamer grauer Seidenrobe, das Haar mit Feldblumen geschmückt, neben dem Spiegel stand, und mit heimlicher Aufmerksamkeit Lucy's nervöse Erregtheit beobachtete.

Die Letztere trug eine ätherblau angehauchte Robe, deren flammendes Geäder mit der seltenen Farbe ihres Haares korrespondierte. Kleine Bouquets von Frühlingsblumen nisteten sich in die Falten desselben und überstiegen die lange Courtesie. Aus ihrer Coiffüre senkten sich die Brillantkronen von auf den Nacken herabhängenden Blumenzweigen, ein Diamantdiadem krönte dieselbe, ein Collier überriefelte Brust und Nacken, in einer Rosette von Brillanten auf der Brust auslaufend — ein Geschenk ihres Gatten, das bei Lucy's erstem Debüt in der Gesellschaft große Sensation erregt.

Sie war schön, bewundernswürth schön, dem Eindruck vermochte sich selbst Baleska nicht zu verschließen...

„Schön zum Anbeten!“ flüsterte diese, vom Spiegel in den Schatten tretend. „Aber ihr Anblick thut mir weh, wenn ich mir denke...“

„Ich gefalle Ihnen nicht, liebe Kerstowan?“ fragte Lucy, sich vom Spiegel wendend und die plötzlich so düstere Stirn der Letzteren bemerkend.

„O, ich sage mir eben: Schön zum Anbeten!“ versicherte Baleska eifrig, erschreckend, und sie beugte sich nieder, um die Schleppe zurecht zu legen.

„Gott sei Dank, es ist ja heute das letzte Mal!“ lächelte Lucy. „Aber es ist Zeit, nicht wahr? Die Gäste kommen schon!“

Der Herr Baron erwartet schon die gnädige...! meldete eben die zweite Jungfer eintretend, beim Anblick ihrer Herrin in ihrer Rede stockend und bewundernd die Hände faltend.

„So kommen Sie, liebe Kerstowan!... Nicht wahr, Sie werden mir heute recht freundlich zur Seite stehen! Es wird Morgen werden, ehe das Programm erschöpft, das Ernesta's Genie entworfen... Und ich wolle, es wäre schon Morgen!“ setzte sie nervös hinzu. „Ich fühle mich unbehaglich...“

Sie wandte sich ab und suchte nach Athem. Baleska legte ihr mit der Haltung vertraulichen Respekts.

Wolf empfing sie schon vor der Thür ihres Ankleidekammers. Er war wie immer in Salontouille, der majestätisch schöne Mann, dessen Erscheinen den Effekt eines Ereignisses bei den Frauen zu machen pflegte, und so geschah es auch heute, als er mit Lucy im Empfangsalon erschien.

Equipagen nach Equipagen rollten vor das Haus; die mit Blumen garnirte, von Licht übergoßene Treppe nahm die glänzendsten Frauentouilletten auf; die in ein Paradies verwandelten großen Räume der fürstlichen Wohnung füllten sich. — Wolf's athletische Gestalt überragte sie Alle, und heute, da er der Festgeber war, strahlte ein Lächeln auf seinem Antlitz, das ihn schöner kleidete als sein gewohnter laider Ernst.

Er hatte ein freundliches Wort, einen Händedruck für Alle; die Damen sahen ihn, den sonst so Zurückhaltenden, in einer Wärme, die an ihn überraschte. Und eine Feingebildete übte an seiner Seite die schöne Gattin, etwas bleich, aber von unendlichem Liebreiz, ein Engelslächeln auf dem Antlitz, das sie Allen spendete.

Nur als Ernesta mit ihrem Gatten erschien, suchte sie heimlich zusammen und blickte ängstlich auf den wenige Schritte von ihr im Centrum des Salons stehenden Wolf.

Ernesta war am Morgen gekommen, um diesem zu sagen, Pablo erwarte am Mittag einen Gast, den er mitbringen zu dürfen bitte, seinen Bruder Valerio. Sie, Lucy, setzte sich in dem Moment im Hintergrunde des Zimmers zu schaffen gemacht und mit Bangen heimlich den Eindruck beobachtet, den diese Mittheilung auf ihn machen werde.

Aber Wolf hatte keinerlei Erregtheit gezeigt; er hatte mit der größten Ruhe Ernesta versichert, daß Pablo's Bruder nach ihm ein willkommener Gast sein werde, und hatte den Tag hindurch dieselbe Ruhe gezeigt; nur erwähnt hatte er Valerio's nicht.

Welchen Eindruck machte jetzt das Erscheinen des Letzteren auf ihn? — Das zu entdecken schaute sie eben auf den Gatten.

Ernesta war wie immer, wenn sie den Tanzsaal betrat, die geflügelte Sylphide, von einer weißen, mit Amaranthen garnirten Robe umflossen, die kaum die Konturen der graziosen Natur verdeckte. Strahlenden Auges schwebte sie herein am Arme Pablo's, einer schlanken Gestalt von aristokratischer, aber schlaffer Haltung. Sein dunkler Teint war von fahler Blässe überdämmert, seine Augen blickten träumerisch und müde, aber ein gefälliges Lächeln belebte die Abspannung seiner Züge.

Hinter ihnen schritt Valerio, auf den ersten Blick als Bruder Pablo's erkennbar, aber von festerer Haltung, aufrecht, eine merkbare Spannung in dem von der Sonne angeblendeten Gesicht. Seine tief-schwarzen, großen Augen suchten nur einen Punkt; ein Zucken um die schmalen Lippen verrieth, daß er ihn gefunden.

Einem Augenblick zauderte sein Fuß, dann folgte er dem Bruder durch das Gedränge der Gäste.

Wolf trat ihm einige Schritte entgegen; er reichte ihm die Hand, ihn willkommen heißend, und sagte ihm artige Worte; dann erst vermochte er Lucy zu begrüßen, die eben mit einigen Herren plauderte und ihr heimliches Erbeben unter scheinbarer Heiterkeit versteckte, ohne des Gatten Miene aus den Augen zu lassen.

Ihr Herz beruhigte sich, als sie diesen so freundlich und arglos sah; mit von kindlicher Freude verklärtem Gesicht, aber doch nicht ohne banges Zucken ihrer Wimpern reichte sie Valerio die Hand.

„Wir waren recht erfreut, Valerio, als uns Ernesta die Nachricht von Deiner Ankunft brachte,“ rief sie mit einem halben Blick auf Wolf, auf seine Zustimmung rechnend. „Du bringst uns Nachricht aus der Heimat?“

Ein Zug von Behmuth durchbrach das Lächeln des jungen Mannes, während Lucy ihm die Hand so schnell wieder entzog; aber er schien sie zu verstehen.

„Allerdings bringe ich Nachricht, manches Neue, was Dich interessieren, ja überraschen wird. Wenn Du gestattest, plaudern wir heut Abend davon. Das Neueste mag mir freilich auch nicht bekannt sein, denn ich mußte den Weg hieher über London nehmen, das später wohl der Ort meiner Bestimmung sein wird.“

Wolf schien nur mit halbem Ohr gehört zu haben, was er sprach. Er ward durch neue Gäste zu sehr beansprucht. Indes schien es, als wecke Valerio's Person doch Erinnerungen in ihm, die sein Blut in schnelleren Umlauf brachten.

Er sprach zerstreut, unaufmerksam. Vielleicht war Eschenburg daran schuld, der eben in seinen Gesichtskreis trat, sich ihm näherte und als er Valerio erkannte, eine Miene machte, als beunruhige ihn dessen Anwesenheit.

Er plauderte mit Wolf und machte ihm seine Komplimente.

„Apropos,“ sagte er, ihm die Hand auf den Arm legend und ihn beiseite ziehend. „Sie erhielten doch heut Morgen mein Billet, worin ich Sie bat, die Summe, über die Sie mit dem Baumeister Obermann in Hamburg behufs Wiederherstellung des Schlosses einig geworden, noch einige Tage zurück zu halten, bis wir darüber gesprochen? Herr van der Reden beauftragte mich brieflich, Ihnen zu sagen, Sie sollten noch die Einsegnung einiger Pläne des Architekten abwarten. Fünfzigtausend Thaler als erste Rate; er erbot sich, später auch die Möblirung des Schlosses zu übernehmen.“

Wolf hörte ihn, aber unaufmerksam.

„Ich hielt das Geld noch in meinem Pulte zurück.“

„Schade, daß in dem kleinen Küstendörfchen so gar kein Bankhaus, durch dessen Vermittlung die Auszahlung geschehen könnte! Indes der Baumeister ist ein sicherer und sehr vermöglicher Mann, er wurde mir auf's Dringendste empfohlen... Ah, eine alte Bekanntschaft, wie ich zu meiner Ueberraschung sehe!“ rief Eschenburg, den eben von Ernesta einigen Damen vorgestellten jungen Mann mit dem Vorzeichen betrachtend. „Interessante Erscheinung, etwas schwärmerisch, melancholische Augen, jung und elegant... Wird Furor bei unseren Damen machen, der schöne Andalusier! Sehen Sie nur, lieber Hangenstein, er geht sozusagen aus einer schönen Hand in die andere. Welch ein Vorzug, so jung zu sein!“

Wolf hörte ihn nur gezwungen; er ward wiederum beansprucht.

„Ich habe der Herrin des Hauses noch nicht die Hand geküßt!“ Damit verlor sich Eschenburg unter der Menge und folgte, nachdem er Lucy und Ernesta begrüßt, dem Strom der Gäste, die sich, die so geniale Dekoration der Säle betrachtend, durch diese wälzten; dann nahm er seinen Beobachtungsposten in einer Blumennische.

„Ein einziger kleiner Funke genügt! Ich kenne ihn besser!... Wenn nur Baleska... Sie ist mir, seit sie hier im Hause, so auffällig... Freilich auch ein gutes Zeichen, daß sie seiner gewiß zu sein glaubt... Thörin die, wenn sie auf eigene Hand zu intriguen gedenkt! Ein Wink, und sie ist auf dem Schab über die österreichische Grenze!... Ah, da ist sie... Die in dem grauen Kleide! Sie sieht hübsch aus! Welch eine Koletterie sie in ihre Einfachheit gelegt hat! Das gilt dem guten Wolf!... Es ist allerdings ganz in meinem Sinne und Auftrage, aber nur keine Thorheiten, Baleska! Ich habe ihr da eine Charge gegeben, die in den Händen eines klugen Weibes gefährlich... Aber sie ist nicht klug, die Furcht scheint täglich mehr über sie zu gewinnen, und die Furcht... ist nicht zu fürchten... Unser Valerio!“ beobachtete er weiter. „Mit den zwei reizenden Comtessen! Wie sie ihn anschnitten! Er scheint zerstreut und seine Vortheile nicht zu benützen. Die Eine erröthet, die Andere erblickt, wenn er zu ihnen spricht! Unschuldvolles Farbenpiel!... Wolf begegnet da eben Baleska; sie scheinen sich am Abend noch nicht gesehen zu haben... Er drückt ihr vertraulich die Hand, spricht zu ihr... Sie schlägt die Augen nieder... Er geht... Frau Ernesta kommt, ätherisch wie immer! Ich wette darauf, wenn sie das noch einen Winter so fortreibt, galoppirt die Schwind-sucht mit ihr davon. Don Pablo, der Gutmüthige! Wie träge und abgespannt er schon ist! Seine Ehe kennt nur

die Etappen der Tanzkarte, aber er selbst hat keinen Wunsch; er würde darauf wetten, daß er glücklich sei!... Und jetzt kommt Donna Luz... Warum fällt mir der Name gerade heute wieder ein... Luz! rief Valerio damals vor dem Hotel, als sie die Rose verlor, bleich wie ein Gespenst... Mir klingt der Ausruf heute im Ohr, da ich sie wieder beisammen sehe!... Sie ist bleich, ihre Gesichtsnerven sind unruhig... und sie ist so schön heute! Alles höflich ihr! Die Aufgabe der Wirthin ist so erdrückend!“

Die Klänge des Orchesters elektrisirten plötzlich die hin und her strömende Gesellschaft. Eschenburg verließ seinen Posten. Man tanzte bereits im großen Saal; Ernesta war eine der Ersten; die ganze Schaar der jungen Frauen und Mädchen wirbelte sich in dem großen Raume umher; auch Lucy erschien in demselben am Arm eines Offiziers.

Sie durfte sich von dem ersten Tanz nicht ausschließen; auch sie flog dahin über das glänzende Parket, Wolf einen lächelnden Blick zuwerfend, der mit gekreuzten Armen da stand und dem beweglichen Bilde zuschaute.

Sie hatte bisher so wenig Gelegenheit gehabt, mit ihm ein Wort zu tauschen, da Alles sie umkreiste, aber sie sah ihn zufrieden, theilnahmvol, und das genügte ihr.

Die wilden Takte der Tanzmelodien durchbrausten wieder und wieder nach flüchtigen Pausen den Saal. Wolf stand abermals zuschauend, an seiner Seite Eschenburg, der mit Interesse dem Sylphenspiel zuschaute.

Lucy hatte, ihre Pflichten als Wirthin vorsühnend, die übrigen Tänze abgelehnt; sie hatte den Gatten wiederholt gesucht und ihm herzliche Worte gesagt. Jetzt erschien auch sie wieder im Saal, als man eben zur Quadrille antreten wollte, und... Valerio trat zu ihr, sie um den Tanz bittend, die als Gastgeberin bei Beginn der Soirée kein Engagement angenommen.

Eschenburg, als er, neben Wolf stehend, die Beiden beisammen sah, machte unwillkürlich eine Bewegung, die seine Spannung verrieth. Er sah aber, wie Lucy freundlich lächelnd den Kopf schüttelte, nach einigen Worten sich von Valerio abwandte und in den Gruppen der Damen verschwand.

„Don Valerio scheint kein leidenschaftlicher Tänzer zu sein, ich sah ihn noch nicht unter den Paaren,“ sagte er scheinbar gleichgültig zu Wolf. „Die Aufmerksamkeit für die Dame des Hauses mag ihn da soeben gezwungen haben...“

„So scheint es!“ Wolf war zerstreut. Wie unbefangen er scheinen mochte, die Erinnerung hatte doch heimlich stets an seinem Herzen gezerrt, und die unbefonnenen Reden, die sich John damals auf dem Schiff erlaubt, trieben neue Wunden in seinem Gehirn auf.

Valerio war ihm eine gehasste Person geworden und geblieben, ohne daß er mehr an ihn gedacht hatte.

Er wandte Eschenburg den Rücken, denn seine Aeußerung war ihm lästig, und suchte einen einsameren Platz, um zu denken.

Was Valerio eben gethan, war das Recht, die Pflicht jedes Kavaliere — so erschien ihm hier die Sache; aber warum lehnte sie seine Aufforderung ab?... Und hätte sie etwa mehr in seinem Sinn gehandelt, wenn sie dieselbe acceptirt hätte?... Aber Valerio war ein Anderer als die Uebrigen in seinen und in ihren Augen, weil... Dieses Weil trieb ihm das Blut zur Stirn. Es gab ein Weil, und das hatte Valerio hieher getrieben zu eines Gatten Weib! Sie selbst hatte ihm einst gestanden, sie habe diesen Valerio lieb gehabt, und er wagte es, unter dem Deckmantel der Verwandtschaft...

Aber was konnte sie dafür, wenn er die Kühnheit besaß! Lucy war gut und edel, sie selbst hatte damals hinzugefügt, sie könne nicht lügen, und so war er, dieser Valerio, es also, der es wagte...

Seine ganze Empörung bei dieser Schlussfolgerung wandte sich gegen den Letzteren. Hatte wirklich eine Liebe zwischen diesen Beiden bestanden, und das bezweifelte er nicht, so war es eine Beleidigung seiner Gattenehre, in sein Haus zu dringen, gleichviel unter welchem Vorwand!

Seine Stimmung ging für den Abend verloren. Er blickte finster auf die vor ihm in den Sälen sich bewegenden Gäste; die Musik schrillte ihm in den Ohren. Er wollte sich erheben, um Ruhe, Fassung zu suchen.

Da mußte der Zufall Eschenburg wieder an ihm vorbeiführen, der ihn nicht zu bemerken schien.

Ohne Ueberlegung rief er ihn an.

„Eschenburg,“ sagte er erregt, „was halten Sie von dem Erscheinen dieses Don Valerio in meinem Hause? Ich begehre keine Indiskretion gegen mich selbst, denn Sie kennen die Verhältnisse. Ehe ich Lucy kennen lernte und — ich gestehe es — sie gewissermaßen zwang, mir ihre Hand zu reichen, hatte sie eine Jugenliebe, gewiß so eine Kinderliebe für diesen jungen Mann. Daß sie an dieselbe nicht mehr dachte, bewies ihr Verhalten damals gegen mich; aber kaum hatten wir des Priesters Haus verlassen, da erschien er. Sie erinnern sich! John wollte sogar gehört haben, was er ihr noch zugeflüstert, als wir das Ufer verließen. Ich nahm das für Uebereilung, für leichtsinnige Redensart, aber ich mußte eben an sie denken.“

Eschenburg, der gethan hatte, als höre und überlege er, unterbrach ihn:

„Nun, mein Gott, vorurtheilsfrei betrachtet, hatte Don Valerio wohl einige Berechtigung! Er schien damals von längerer Reise zurückgekehrt und fand, so weit ich die Sache beurtheile, Diejenige, die er liebte, als Gattin eines Andern. Man muß sich in die Situation hineinsetzen!“

„Aber sie liebte ihn nicht mehr! Es war seine Schuldigkeit ...“

„Lieber Freund, er ist ein junger, vielleicht heißblütiger Mann! ... Allerdings gebe ich zu, daß er heute nicht ganz

korrekt gehandelt, als er ... Freilich, er gehört jetzt zu Ihrer Familie und da ist die Sache anders zu beurtheilen. Aber ich meine, sie ist nicht schlimm, wenn Sie der Ueberzeugung sind, daß Ihre Gemahlin ...“

„Sie sahen, daß sie ihn abwies!“
„Gewiß! Aber aufrichtig gesprochen: sie hatte sich vielleicht nicht überlegt. Um ihm zu beweisen, daß er ihr gleichgültig wie die Uebrigen, durfte sie ihm gewähren, man



1. Henry Fawcett und Mrs. Millicent Fawcett. — 2. Fawcett als Wetruderer. — 3. Auf der Eisenbahn. — 4. Reitpartie. — 5. Als Angler. — 6. Im Parlament. — 7. Der Generalpostmeister arbeitet. — 8. Auf der Reise.

Aus dem Leben des englischen Generalpostmeisters Fawcett. (S. 262.)

sie heute wahrscheinlich doch Anderen schon gewährt ... Ich will durchaus nicht ... Gott behüte mich ... Sie haben mich da in eine mißliche Lage versetzt, als Sie mein Urtheil als wahrer Freund verlangten ...“

„Ja, das hätte sie allerdings sollen!“

Wolf stützte die Stirn in die Hand. Er vergaß Alles um sich her.

Eisenburg machte ungeduldig Miene, sich zu erheben. „Aber, lieber Freund,“ rief er, „wissen Sie, daß das eine ganz verwünschte Zumuthung ist, Ihnen in solchen Dingen zu

rathen? Gestern befolgten Sie meinen Rath, sich mit einigen hunderttausend Thalern an unserem Konsortium zur Ausbeutung der neuen Erzlager zu betheiligen, nachdem ich Sie ersucht, die Sache acht Tage lang zu überlegen, und Sie thaten wohl daran. In solchen Dingen weiß ich Bescheid, ich



Die Tochter des Gspada (des ersten Stierkämpfers). Gemälde von Alexander Ferrant. (S. 258.)

Gefestandsachen aber bin ich keine Autorität! Überlegen Sie sich auch die acht Tage lang und halten Sie es dann für nötig, fordern Sie den jungen Ehrenräuber und schießen ihn nieder, was allerdings einen üblen Eklat geben und dem Ruf Ihrer Gattin schaden würde, oder... Aber was weiß ich in solchen Dingen! Denken Sie nicht mehr daran und widmen Sie sich Ihren Gästen!"

Eisenburg's letzte Worte klangen eilig kalt. Die Musik verstummte eben; die Tänzer zerstreuten sich. Als auch Wolf sich erhob, stand plötzlich Lucy am Arm eines älteren Herrn vor ihm, als habe die Ahnung sie hieher geführt. Sie lächelte so herzlich die beiden Männer an, ihr Auge ruhte aber jetzt auf Wolf und ihr Lächeln erstarrte.

"Ist Dir etwas widerfahren?" fragte sie besorgt, den Arm ihres Kavaliere lassend und dann auch Eisenburg die Frage stumm wiederholend. "Komme", es zieht Alles in den Musiksalon! Du darfst nicht hier sitzen; auch Herr von Eisenburg begleitet uns gewiß!"

Der Letztere verbeugte sich mit süßem Lächeln und trat an ihre Seite, seinen Unmut darüber verstedend, daß ihr Anblick, ihr unschuldiges Lächeln den Effekt seiner Worte vernichtete, denn Wolf's Antlitz bezeugte ihm, daß er seine Uebereilung bereut.

Dieser hatte indeß kaum Ohr für die Musikvorträge; an eine Säule gelehnt, stand er im Hintergrunde. Er war unzufrieden mit sich und spähte insgeheim nach Dem, den er für seinen Nebenbuhler zu halten versucht war. Eisenburg's Worte hatten doch eine Wunde Stelle in ihm getroffen, und ein anderer Gedanke peinigte ihn jetzt: Valerio hatte ihn seit jener ersten Begrüßung nur einmal flüchtig gestreift und ihn dann, wie er annehmen mußte, gemieden. Selbst Pablo hatte sich wenig mit ihm beschäftigt. War das Zufall, so erschien ihm dieser doch heute auffallend.

Er suchte nach den Vorträgen seine Gäste am Büffet und gewann wirklich seine Heiterkeit wieder, denn er wollte sich heute die Sache aus dem Sinn schlagen. Lucy war — das erkannte er, wo er ihr begegnete — so unbefangen, daß sie seinen Herzens sein mußte.

Inzwischen hatte Eisenburg seine Verbündete gesucht, die sich gar zu sehr im Hintergrunde der Gesellschaft gehalten. Valerio wickelte sich aus; er trat ihr in den Weg.

"Beobachten Sie den jungen Spanier!" flüsterte er ihr zu. "Er ist unruhig; er sucht Gelegenheit! Der Abend darf nicht verloren gehen!"

Seine Miene war ernst und fast drohend; wie zur Wehr gerüstet aber stand sie ihm gegenüber. Sie kämpfte mit einem Entschluß.

"Der junge Spanier!" rief sie, die Lippe aufwerfend. "Durch mich soll nichts verloren gehen! Dort steht er hinter jener Blumengruppe! Frau von Hangenstein suchte vor wenigen Minuten die jungen Damen auf, die sich hinter dem großen Rahmen eben für die lebenden Bilder vorbereiten. Ich denke mir, er wartet dort auf sie!"

Damit wandte sie ihm den Rücken.

Eisenburg schaute fast erschrocken in der angedeuteten Richtung.

"Bei Gott, dieser Thor ist wirklich im Stande, sie schon am ersten Abend zu kompromittieren!"

Mit jugendlicher Beweglichkeit eilte er in das Büffetzimmer, in welchem Wolf eben mit einigen Herren im Gespräch, und mit brennender Ungeduld suchte er sich diesem bemerklich zu machen, bis Wolf ihm hinaus folgte.

"Glänzende Nachrichten, die ich soeben von der Abendbörse erhielt!" rief er, seinen Arm in den Wolf's legend und ihn mit sich ziehend. "Unsere Aktien werden mit hundert- und zwanzig an die Börse geworfen; ich gebe Ordre zu weiteren Käufen, und war's nur, um Appetit zu machen! Ich wollte Ihre Meinung hören..."

XXIX.

Was Valerio's unglückliche vulkanische Natur nicht selbst zu seiner Verirrung that, das hatte Ernesta, die gedankenlose, flatterhafte Schwester, gethan, freilich ohne zu wissen, was sie anrichtete.

Ihre Briefe an Valerio waren voll von Entzücken über die Schwester gewesen, deren Erfolge in der Gesellschaft sie neidlos erzählte. Und in diesen Briefen schrieb sie auch von Wolf, der dieses Kleinod nicht zu schätzen wisse, der, so sehr Mann er auch erscheine, doch eigentlich gar keiner sei und trotz Allem, was sie schon an ihm versucht habe, doch nicht begreifen lerne, was eine schöne Frau der Gesellschaft schuldig sei. Er bleibe der ungeleckte Wolf, als welcher er aus den deutschen Urwäldern entlaufen, und wenn Luz unglücklich werde, sich und ihn noch unglücklich mache, so sei er allein die Veranlassung.

Durch dergleichen und andere Mittheilungen, wie sie nur aus dem Herzen eines an den wichtigsten Dingen hängenden jungen Weibes kommen konnten, hatte sie die unglückliche Neigung des jungen Mannes, während er noch an den Folgen seiner Verwundung litt, zu stärken gesucht, ohne es zu wollen. Sie hatte ihm endlich der Schwester Photographie gesandt und gefragt, ob Luz nicht als junge Frau noch viel schöner geworden, als sie gewesen. Er solle sich doch nach Deutschland senden lassen, war der Refrain ihrer Briefe gewesen, er habe ja doch früher so für dieß Land geschwärmt.

Valerio, eine heiße Natur, hätte vergessen können ohne Ernesta's Unterstand. Es lag so viel Raum zwischen ihm und dem jungen Weibe, das er als Jüngling angebetet, aber er las zwischen den Zeilen in Ernesta's Briefen, daß

Luz wirklich unglücklich geworden, daß er zum Schutz in ihrer Nähe sein müsse. Es war auch in Malaga so Manches vorgegangen, was er ihr erzählen konnte, und so trieb denn Ernesta auch ihn zu einer Unbesonnenheit.

Er hatte eben erst seinen vorgeschriebenen Kursus als Arbeiter in den Generalkonsulaten beendet und bat, ihn als unbefoldeten Attaché nach Berlin zu senden. Man hatte nichts dagegen, und so erreichte er denn, das Herz voll von Illusionen, den selbst gewählten Bestimmungsort.

"Die arme, unglückliche Luz!" war sein erstes Wort, als er den Bruder und Ernesta umarmt, und dieser dann in die Gesandtschaft gefahren. "Sag' mir, sie leidet, nicht wahr? Sie ist zu bedauern?"

"Nun, mein Gott, ja, sehr glücklich ist sie wohl kaum; ich schrieb es Dir ja! Aber sie hat das Talent, sich zu fügen, und liebt ihren wilden Wolf."

"Sie... liebt ihn?" Valerio schaute sie getäuscht und unglaublich an.

"Vielleicht, ja wahrscheinlich täuscht sie sich selbst mit dem Gedanken! Er thut wenigstens nichts, um sich geliebt zu machen. Aber für Dich wäre sie ja doch verloren gewesen. Entweder Don Guino oder..."

"Es wäre besser gewesen, sie hätte sich ihres Oheims Wünschen gefügt!" rief Valerio. "Don Guino ist in einem der Scharmügel, die er den Douanesoldaten liefert, gefallen, und großen Lärm erregte es in der Gesellschaft von Malaga, als man in dem mitten durch die Brust geschossenen Contrabandisten den reichen Geschäftsmann erkannte. Der Gouverneur, der in ihm auch den Mörder seines Sohnes vermuthete, befahl, die Leiche in dem Kostüm des Contrabandisten einige Tage lang auszustellen, um ihn noch im Tode zu brandmarken, Don Armoro aber, den Guino im Sterben als seinen Mitschuldigen verrathen, soll, als er von Guino's Schicksal noch in der Nacht durch einen dem Gefecht entronnenen Contrabandisten gehört, alle seine Geschäftspapiere eiligst verbrannt und jede Gemeinschaft mit Guino gelugnet haben. Er ging seiner gebrochenen Gesundheit halber nach Huelva, um in dem heilsamen Klima Genesung zu suchen."

"Und von alledem weiß Luz noch nichts?"

"Ich vermute, nein! Wer sollt' es ihr mitgetheilt haben! Ich wollte ihr selbst davon erzählen."

"Hm, da hat sie freilich sehr übereilt gehandelt! Nicht wahr, dieser Don Guino war sehr reich?"

"Der Staat hat sein großes Vermögen eingezogen. Auch Don Esteban, dessen Du Dich ja erinnerst, soll in der Sache sehr kompromittirt sein; er zog die Flucht vor; man weiß nicht wohin. Er soll nur von Guino gelebt haben, nachdem er sein Vermögen ruiniert."

"Was das Alles für Neuigkeiten sind! Luz wird davon sehr ergriffen sein!"

"Willst Du mir Dein Wort geben, mich nicht zu verrathen, so vertraue ich Dir an, was mich eigentlich hieher führte. Ich bedarf einer Gehilfin, und die sollst Du sein... so dachte ich mir."

"Eine Gehilfin? Lieber Valerio, bedenke, ich bin sehr beschäftigt! Ich weiß nicht, woher ich die Zeit nehmen soll. Wenn Tag und Nacht achtundvierzig Stunden hätten, sie würden nicht ausreichen. Aber sagen kannst Du mir doch! Ich kann schweigen wie das Grab... Also erzähle!"

Sie blickte nach der Uhr; ihre Toilette mahnte und es war heute noch so viel für die Soirée zu besorgen.

"Es ist schnell erzählt!" Valerio rückte ihr sehr erregt näher und dämpfte seine Stimme.

"Don Armoro, euer Oheim, ist reich, ungeheuer reich; ihr wißt es."

"Wir vermutheten es nur. Luz behauptete, er habe erst in den letzten Jahren, als ich schon fort war, durch den Schleichhandel so enorm verdient, daß er zuweilen Hunderttausende von Realen in einer Nacht gewann... Aber weiter, Valerio!"

Ernesta folgte dem Zeiger der Pendule mit Unruhe, aber sie war doch gespannt, zu hören. Sie hatte die Nacht durchgezogen, hatte sich trotzdem früh erhoben, weil sie Valerio jede Stunde erwarten konnte; ihre Augen waren von leichten Schatten umdämmt und ihre Händchen weißer, blutloser als sonst. Aber dieses Quecksilber kannte keinen Stillstand.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hora.

(Bild S. 253.)

Da liegt vor uns im Abendsonnenschein ein rumänisches Dorflein. Der Hirt hat seine Herde in die Umzäunung der stana, der Sennerei, getrieben; der Bauer hat seinen Büffeln das Joch vom Nacken genommen; die Frauen legen die Spindel beiseite und die Mädchen, die da am plätschernden Dorfbach ihr Linnen wuschen, stecken ein Sträußchen Feldblumen in's Haar und ziehen plaudernd dem freien Plage zu, der sich vor der cárciuma, vor der Schenke, ausdehnt. Dort versammelt sich nach des Tages Last und Mühe die Dorfbewohnerschaft. Die Alten sitzen da auf den Bänken vor der Schenke und trinken ihren tuica, ihren Pflaumengeistschnaps; die Jungen ordnen sich zum Tanze, denn da ist ja schon die Zigeunerbande, bereit zum Aufspielen. Es sind schmutzige, zerlumpte Kerle, diese Naturmusikanten, diese lantari, wie sie hier zu Lande genannt werden. Der „Kapellmeister“ spielt die Bioline, ein Anderer das Gimbals, ein Dritter bearbeitet die Kobla, jenes mandolinartige Instrument; der letzte Mann des seltsamen Quartetts ist zugleich die wichtigste Person im nationalen Volksorchester: er bläst die Raut, die Pans-

pfeife der Alten, und er bläst sie wie ein Traun; ihr schriller, schreiender Ton übertrifft den Klageklaut der Fiedel, das Klirren des Gimbals und das Summen der Kobla. Jetzt haben sie ihre Instrumente gestimmt, ein Bauernburische gibt das Zeichen zum Beginn der Hora. Nach dem Takte einer eigenthümlich schwermüthig eintönigen Melodie tritt ein Paar hervor, die Arme wechselseitig über den Schultern verschlungen. Fast ohne den Oberkörper zu bewegen, treten sie in graziosen Schritten vorwärts, rückwärts, nach rechts, nach links. Ein zweites Paar schließt sich ihnen an; man reicht sich jetzt die Hände und von Augenblick zu Augenblick erweitert sich der Kreis, indem fortwährend neue Paare sich als Glieder in denselben einfügen. Langsam, die Köpfe leicht nach vorn geneigt, bewegt sich die Gruppe rhythmisch im Halbkreise, während der Vortänzer in repetitivem Tone die Strophen eines Klages oder Liebesliedes herlegt, deren Schlussworte vom ganzen Reigen mit wunderlicher Betonung wiederholt werden. Er rezitirt:

„Asta hora mi place multu,
Pulealta mea,
Si s'o jocu si s'o ascultu
Pulealta mea,
Jar' singur nu voia s'o jocu
Ci eu paica' mi la unu locu.“

(Wie die Hora ich verehere — Tänzchen mein —; ob ich sie tanze, ob ich sie höre — Tänzchen mein; — allein zu tanzen liegt mir fern — mit dir, mein Tänzchen, tanze ich gern.)

Das Blut der Tänzer erhitze sich; die rhythmische Schrittmart wird schneller, die Musik, welche sich bisher im Sechachteltakte fast melancholisch bewegte, geht in ein lebhafteres Tempo über und in fieberhafter, aufgeregter Hast bearbeitet die Zigeunerbande ihre Instrumente. Die Hora ist in ihren zweiten Theil, in die hora batuta, die gestampfte, übergegangen; die Tänzer bezeichnen gewisse Takte der Musik und gewisse Worte der Reitation ihres Vortänzers mit einem kurzen, zweimaligen Stampfen auf den Boden. Immer höher steigt die Leidenschaft des Tanzes: die Burischen werfen die caciula, die schwere Pelzmütze, weg, die Rumänen an den opinci, an den Sandalen, fangen an sich zu hüpfen, und den Mädchen fliegen die langen schwarzen Flechten wie um die Schläfen. Da, im Taumel der Erregung, bricht plötzlich die Musik mit einem wilden Akkorde ab, der Kreis theilt sich, die Hora ist vorüber.

Ihrer symbolischen Bedeutung nach ist die Hora — der Chorus der Alten — der Tanz des unterdrückten Volkes. Während man vor den Augen des Herrn sich scheinbar der Freude hingibt, schließt man sich eng aneinander, kehrt den Zuschauern den Rücken zu und offenbart sich gegenseitig den Schmerz der Dienstbarkeit und der Sklaverei. Heute hat sie wohl diese ihre Symbolik verloren, denn das Volk und insbesondere der Bauernstand ist frei, aber sie ist zum Lieblingsstanz, so recht eigentlich zum Nationalstanz der Rumänen geworden. Es tanzt sie der Bojar wie der Bauer.

Die Tochter des Espada (des ersten Stierkämpfers).

(Bild S. 257.)

Sennorita Pilar, die reizende Tochter des ersten Stierkämpfers, des verhassten Lieblings, der populärsten Persönlichkeit von ganz Andalusien, darf natürlich nicht fehlen, wenn auf dem Plaza de toros (Platz für die Stierkämpfe) um den Siegespreis gerungen wird. Sie muß dabei sein und jubelnd in die kleinen Händchen klatschen, wenn der Vater mit der Grazie eines echten Haidalgo dem wuthschneubenden, schaumbedeckten Thiere die breite, bligende „Espada“ bis an's Heft in den Nacken bohrt, muß mit dem ganzen Feuer ihres südlichen Temperaments die Guldigungen entgegennehmen, die das jubelnde Volk der Tochter des Siegers entgegenbringt. Nur der Tochter des Siegers? O nein, auch der schönsten Blume von Andalusien. Wir belauschen Pilar vor dem Spiegel, der ihr anmuthiges Köpfchen zurückstrahlt. Der Stierkopf an der Wand, die goldgefärbte kurze Jacke, die Espada und die Schnallenschuhe deuten an, daß wir uns im Hause des Stierkämpfers befinden. Pilar drückt das Federbüschchen noch ein wenig fester in die dunklen Locken. Wie viel unschuldige Koletterien und Grazie in dieser Bewegung, wie viel andalusisches Feuer in diesen dunklen Augensternen; wahrlich, in den Adern dieser ägyptischen Erbsenreine fließt das heiße Blut der Toreros! Alexander Herrant, der berühmte Künstler, dem wir dieses reizende Genrebild zu danken haben, hat mit demselben auf's Neue bemerkt, mit welcher Meisterhaftigkeit und Grazie er spanisches Leben und spanische Schönheit auf die Leinwand zu zaubern versteht.

Die ältesten Leute.

Die Ältesten Leute kommen nicht bei uns in Deutschland vor, sondern sind Bewohner solcher Gegenden, welche sich durch ein so ständiges, von den Extremen freies Klima charakterisieren. So ist Schottland in dieser Hinsicht hervorragend ausgezeichnet, und auch in Schweden und Ungarn sind die Verhältnisse für die Erreichung eines hohen Alters günstig. In der kaukasischen Rasse, welche die größte durchschnittliche Lebensdauer besitzt, haben die Frauen die größere Wahrscheinlichkeit, lange zu leben. Man nimmt an, daß imsgemein 178 Frauen auf 100 Männer 90 Jahre, und 150 Frauen auf 100 Männer 100 Jahre alt werden. Bei einer Lebensdauer von mehr als 100 Jahren kehrt sich jedoch das Verhältniß um, wenigstens wurden in der neueren Zeit wohl 25 Männer, aber nur 17 Frauen 110 Jahre und darüber alt. Die Glücklichen, welche ein solch' hohes Alter das ihre nennen dürfen, rekrutirten sich aber durchaus nicht aus den oberen Schichten. Die wenig bemittelten Klassen scheinen in Bezug auf die höchste Dauer des Einzelns den Vorrang zu haben. Aus ihnen ist auch der 185jährige Repräsentant des allerhöchsten Alters, der in geschichtlicher Zeit erreicht worden ist, hervorgegangen. Die höheren Stände können fast kein einziges Beispiel von hundertjährigem Alter aufweisen, sie haben aber dafür eine verhältnißmäßig große Durchschnittsdauer des Lebens. Von den einseitigen Berufsarten sind die Künstler dadurch ausgezeichnet, daß relativ sehr viele von ihnen ein hohes Alter erreichen (man nennt die Beispiele Michelangelo mit 90, Tizian mit fast 100 Jahren).

Die Theologen werden durchschnittlich recht alt, während die Klerge von den gelehrten Ständen am ungünstigsten fortkommen. Wenn unter 200 Theologen 42 ein Alter von 70 Jahren besitzen, so werden nach Casper's Ermittlung, von 200 Klergen nur 24 jener Lebensdauer theilhaftig. Die Ehe übt auf die Lebensdauer einen unermessbar günstigen Einfluss aus. Sehr hohes Alter kommt bei Unverheiratheten fast nie vor. Von den Bedingungen des langen Lebens ist, abgesehen von der ererbten Lebenskraft, eine ruhige und vernunftgemäße, von allen körperlichen, geistigen und gemüthlichen Ueberanstrengungen und Extravaganzen freie Lebensführung die wichtigste. Da aber in unserer Zeit die letztere fast zum Märchen geworden ist, so werden die Beispiele eines beträchtlichen Alters immer seltener und seltener werden. Im Zeitalter des Dampfes und der Elektricität wird eben der Lebensweg auch schwerer zurückgelegt. Wenn auf irgend eine Generation, so paßt auf die unsere das Wort des Erdgeistes vom glühenden Leben und dem hauseigenen Weibstuhle der Zeit.

Das Blatt der Pflanze.

Von
F. Boenisch.

(Nachdruck verboten.)

Wer hätte sich bei seinen Gängen durch Wald und Feld wohl noch nicht dabei betroffen, wie er achtlos Blätter von Bäumen und Kräutern abstreift oder mit dem Stode zu Boden schlägt. Es geschieht dies so gewöhnlich und gewohnheitsmäßig, als ob ein Blatt das indifferenteste und gemeinste Ding von der Welt und nicht ein Kunstwerk wäre, wie es gleich zierlich und praktisch eines Menschen Hand zu fertigen vermag und dessen muthwillige Zerstörung deshalb ein Vandalismus im wahren Sinne des Wortes ist. Wir können zur Begründung dessen ganz absehen von der wechselvollen äußeren Ausstattung der Blätter, die bald rund bis nadelförmig, bald gezähnt bis tief ausgebuchtet, bald hellgrün bis fast schwarz erscheinen und durch diese Mannigfaltigkeit der Erscheinungsformen und Schattierungen das Auge eines aufmerksamen Beobachters zur Bewunderung hinreizen. Der Zweck dieser Reize soll vielmehr darin bestehen, die stille und unsichtbare, dafür aber um so wunderbare Tätigkeit, welche ununterbrochen in jedem Pflanzenblatte herrscht, zu zeigen, und dadurch die Wichtigkeit darzuthun, welche das Blatt für das Gedeihen der ganzen Pflanze und somit überhaupt im Haushalte der Natur und des Einzelnen besitzt.

Man hat sehr zutreffend die Pflanzen in Bezug auf ihre innere Einrichtung vielfach mit einem Föderativstaate verglichen, der, „Eins nach Außen“, im Innern seinen einzelnen Provinzen dennoch eine gewisse Selbstständigkeit und Selbstverwaltung gewährt. In diesem Föderativstaate der Pflanze entsprechen die Aeste und Zweige den Provinzen und Kreisen, und die Blätter den einzelnen Gemeinden. Gleichwie nun die Gemeinde sich aus einer Vereinigung der Bürger zusammensetzt, so bildet auch das Blatt nicht ein für sich abgeschlossenes untheilbares Ganze, sondern es besteht wieder aus einer unendlichen Anzahl kleiner Lebewesen, die wir Zellen nennen. Diese Zellen besitzen wie jeder Staatsbürger in ihren eigenen Angelegenheiten insofern vollste Unabhängigkeit, als sie selbstständig Nahrung zu sich nehmen, dieselbe verarbeiten, und sich vermehren. Was nun speziell die Aufgabe betrifft, die diese Zellen im Pflanzenstaate zu erfüllen haben, so können wir sie in dieser Beziehung mit dem obwohl nächstliegenden, doch am wenigsten angenehmen und geachteten Bürger- und Berufsstande vergleichen. Ihre Tätigkeit besteht nämlich darin, wie in der unorganischen Natur, in Erde und Luft, enthaltenen Stoffe in diejenigen organischen Substanzen umzuwandeln, von denen Vorhandensein geradezu die Existenz von Menschen und Thieren abhängig ist.

Um aber die Zellen der Blätter bei dieser ihrer segensreichen Schöpfung beobachten zu können, dazu genügen freilich unsere Sinne zu unvollkommenen Schwerkzeuge nicht, sondern wir müssen uns zu diesem Zwecke eines Vergrößerungsglases bedienen, mit dessen Hilfe wir uns zunächst eine genauere Kenntniz der überaus mannigfachen und zweckmäßigen innern Einrichtung des Blattes verschaffen wollen.

Wenn wir also ein Pflanzenblatt unter das Mikroskop bringen, so erscheint uns dasselbe nicht als eine grüne Platte, sondern als ein großartiges Etabliement von einzelnen kleinen Werkstätten — den Zellen. Dieselben haben an der Oberseite des Blattes die Gestalt kurzer Cylinder oder Säulen, die dicht nebeneinander stehen wie die Wälle eines Pflanzwerks, sie bilden die sogenannte Palisaden. Auf der Unterseite des Blattes dagegen sind die Zellen kernförmig, nur locker mit einander verbunden und von großen, luftgefüllten Zwischenräumen unterbrochen. Wir nennen dieses Gewebe die Schwammhaut des Blattes, das gegen die Außenwelt jetzt auf beiden Seiten noch von einer oder mehreren Lagen von Hautgewebe, die Oberhaut genannt, abgeschlossen wird. Dieselbe ist auf der oberen Blattfläche gewöhnlich undurchbrochen wie ein Mauerwerk, während die untere sehr zahlreiche Spaltöffnungen zeigt, die nach Bedürfniz durch die Klappen besonderer Zellen aufgethan oder geschlossen werden können und durch die sogenannten Athemböhlen mit den Zwischenräumen der Schwammhaut in Verbindung stehen. Die Außenfläche der Oberhaut ist mit einem wachartigen Stoffe durchdrückt, damit unter ihrem Schutze die Zellen der Palisaden- und Schwammhaut, welche das eigentliche Blattfleisch bilden, ungehindert an ihre friedliche Arbeit gehen können, ohne von der Sonne ausgedörrt oder vom Regen verborben zu werden.

Was nun die innere Ausstattung der einzelnen Zellwerkstätten anbelangt, so ist dieselbe höchst einfach. Wir finden in ihnen nicht nur eine Anzahl smaragdgrüner Körperchen angeheftet, sondern auch eine Anzahl smaragdgrüner Körperchen angeheftet, welche die Zellen der Palisaden- oder Chlorophyllzellen genannt, welche in dem Blatt keine grüne Farbe und finden sich besonders zahlreich in den Palisadenzellen vor, weshalb die obere Blattfläche auch ungewöhnlich intensiver gefärbt erscheint als die untere. Die Zellen sind mit einem wachartigen Stoffe durchdrückt, damit unter ihrem Schutze die Zellen der Palisaden- und Schwammhaut, welche das eigentliche Blattfleisch bilden, ungehindert an ihre friedliche Arbeit gehen können, ohne von der Sonne ausgedörrt oder vom Regen verborben zu werden.

Wenn nun im Frühjahr die Vegetation beginnt, so saugen die Wurzeln aus dem Boden in Wasser aufgelöst, eine Masse von Salzen: Kali, Ammoniak, Phosphor- und Schwefelsäure u. s. w. auf und führen sie durch die Leitstränge des Stammes

bis in das Adergefäß des Blattes. Dieses, alle Zellen des lehteren umfassend, erfüllt jede einzelne von ihnen durch unsichtbare Oeffnungen — man hat bis jetzt noch keine Poren bei denselben entdecken können — mit einem Tröpfchen der aufgesaugten Nährflüssigkeit, aus welcher sie nun, wie bereits erwähnt, die organischen Verbindungen: Eiweiß, Stärke, Zucker, Gummi, Cellulose (Baumwolle), Oel, Gerbstoff und dergleichen herstellen sollen. Um aber dieses Wunder der Verwandlungskunst fertig zu bringen, dazu bedürfen die Zellen noch eines geschickten Chemikers, der die in ihrem Innern unbeweglich wie in einem Schmelztiegel neben einander liegenden Stoffe in Bewegung versetzt und in geeignete Verbindungen bringt. Dieser unumgänglich notwendige Chemiker nun ist die Sonne.

Sobald nämlich die ersten Strahlen des Tagesgestirnes das grüne Blatt treffen, so athmen die Zellen desselben durch die jetzt offenstehenden Spaltöffnungen begierig die Kohlenäure der Luft in sich ein, um sie mit Hilfe der Chlorophyllkugeln sofort in ihre beiden Bestandtheile, in Sauerstoff und Kohlenstoff, zu zerlegen. Den ersten Hogen sie als für ihre Zwecke unbrauchbar in Gasform bald wieder aus, welcher Vorgang für uns von höchster Wichtigkeit ist, da wir es ihm allein zu danken haben, daß der Luft der zum Atmen für Menschen und Thiere notwendige Vorrath an Sauerstoff, der ohne diesen Ersatz schon längst verbraucht wäre, stets erhalten bleibt. Den zweiten Bestandtheil dagegen, den Kohlenstoff, behalten sie in ihrem Innern zurück, um ihn daselbst sofort mit einem Theile des vorhin erwähnten Wassertropfchens zu einem Kohlenhydrat zu verbinden, welches nach einer leichten Umwandlung als Stärkemehl, Zucker, Gummi oder Cellulose erscheint und zu welchem bloß noch die im Wassertropfchen aufgelösten Atome von Ammoniak, Schwefel- und Phosphorsäure zu treten brauchen, um es in Eiweiß oder Protoplasma umzugestalten. Alsobald auch sehen wir diese Erzeugnisse unter dem Mikroskop in den Blattgrünkugeln als farblose Stärkekörnchen erscheinen und ihre Größe und Menge so lange wachsen, als die belebenden Sonnenstrahlen die grünen Zellen durchströmen: der nicht zur Bildung des Kohlenhydrates vermehrte überschüssige Theil des Wassers wird durch die Oberhaut des Blattes, wo er mit der Luft in Berührung kommt, verdunstet. Zu dieser Ueberführung des Wassers in den gasförmigen Zustand ist jedoch Wärme nöthig, die aus der Luft gewonnen und deren Temperatur dadurch natürlich bedeutend erniedrigt wird, so daß sich die Pflanzen also selbst mit einer wohlthätigen kühlen Atmosphäre umgeben. Deshalb finden wir auch die Blätter vieler Pflanzen, besonders solcher, die auf Sand wachsend, einer ausdörrenden Sonnenglut ausgesetzt sind, zu ihrem Schutze mit Haaren und Stacheln besetzt, wodurch die Verdunstungsfläche vergrößert und diese selbst befördert wird. Wie beträchtlich die solcher Art verdunstenden Wassermengen sind, geht aus einem Sitzungsberichte der k. Akademie der Wissenschaften zu München hervor, nach welchem das durch einen Eichenbaum von 20 Fuß Höhe in der Zeit vom 16. Mai bis 24. Dezember ausgehauchte Wasser eine Fläche genau vom Umfange seiner Blattkrone 16 Fuß hoch bedeckt haben würde, was etwa 7 1/2 mal mehr beträgt als die Summe der jährlichen Niederschläge auf gleicher Fläche.

Doch unterdessen ist die Sonne im Westen versunken und somit, wie bereits angedeutet, das Tagewerk der grünen Blattzellen zu Ende. Im Dunkel der Nacht können organische Stoffverbindungen nicht mehr erzeugt, sondern die bei Tage gewonnenen nur zweckmäßig verwendet werden. Zunächst nun gilt es, die durch die Arbeit des Tages abgenutzten und unbrauchbar gewordenen einzelnen Theile der Zellen zu entfernen und wieder zu erheben. Die erste Absicht wird von den Zellen dadurch erreicht, daß sie ihre schadhaften Theile einfach verbrennen, d. h. mit Sauerstoff verbinden, den sie nun, im Gegenjah zu ihrem Athmungsprozeß bei Tage, begierig einsaugen, und das Verbrennungsprodukt als Kohlenäure in die Atmosphäre ausstoßen. Zum Ersatz aber des durch diese Reinigung Verlorenen bedienen sie sich nun sofort des bei Tage gewonnenen Zellstoffs und Protoplasmas, bilden davon zum Wachsthum des Blattes wohl auch neue Zellen und übergeben dann den Ueberfluß in wiederum verflüssigter Form den Leitsträngen — gleichsam den Handelsstraßen im Pflanzenstaate repräsentirend — die nach allen Regionen der Pflanze hin ausführen, um, je nach dem Bedürfniz derselben, eine verschiedene Verwendung zum Aufbau des Holzes, der Körner, Knollen u. s. w. zu finden.

Eine höchst merkwürdige Erscheinung ist es, daß die Blätter vieler Pflanzen diese nächtlichen Arbeiten gleichsam im Schlafe verrichten, wie wir es bei einem Kleeblatte beobachten können, dessen Blätter sich beim Eintritt der Dunkelheit aufrichten und dicht aneinander drängen, während die Akazien, Gleditschien und ähnliche Bäume ihre an dem langen Blattstiele aufgereihten Blätter paarweise zusammenklappen und zur Erde neigen. Eine große Empfindlichkeit zeigen ferner die Blätter des Sauerflees, indem sich dieselben nicht nur des Abends, sondern auch unter der Glut der Mittagssonne und bei den mechanischen Erschütterungen des Regens und Windes zusammenklappen. Durch künstliches Licht können solche schlafende Pflanzen leicht wieder aufgeweckt werden. Neuerdings nun ist von Darwin gezeigt worden, daß diese eben erwähnten Erscheinungen keineswegs unweßentlich, sondern für die Pflanzen von großem Vortheile sind. Indem sie nämlich während ihres nächtlichen Schlafes dem Himmel nicht die flache, sondern die scharfe Kante der Blätter zulehren, verringern sie den Wärmeverlust durch Ausstrahlung, die sonst in klaren Nächten leicht Erfröhen zur Folge haben könnte.

Es erübrigt jetzt noch in Kürze darauf hinzuweisen, wie die Blätter einzelner Pflanzen sogar die Fähigkeit besitzen, ihre Art selbstständig fortzupflanzen, so daß wir z. B. von einem in feuchte Erde eingesetzten Citronen- oder Wachsbloßblatte in kurzer Zeit ein neues Pflänzchen erhalten können. Auf den Blättern der Begonie sehen wir an der Stelle ein neues Pflänzchen hervorsprossen, wo die Blattnerve mit einem Messer durchschnitten worden sind.

Nachdem wir in vorstehenden Zeilen gesehen haben, daß eigentlich das grüne Blatt in Folge seiner bewundernswürdigen Organisation allein es ist, dessen stille Tätigkeit die Pflanzwelt befähigt, ihre große Aufgabe, Erhalterin des menschlichen und thierischen Lebens auf Erden zu sein, zu erfüllen, so können wir nicht umhin, demselben als einem zwar kleinen und unscheinbaren, dafür aber um so nützlicheren und nöthigeren Gliede in dem großen Getriebe des Universums unsere höchste Bewunderung und Dankbarkeit zu zollen.



Kleine Arbeitsschule für Mädchen.

Puppenstube aus dem Brustbein der Gans. Das sind jetzt die Tage der Gänsebraten im Lande; jenes köstlichen Duftes, der sich auch der kleinsten Stubsnale im Hause durch alle Thürhänge verräth, der süßen, dampfenden Bratpfel, welche Mama aus dem armen, braun gebratenen Vogel hervorholt, des alten, bekannten Streites der kleinen Welt am Tische um — das Lieblingsstückchen.

Als ein solches Lieblingsstückchen, nach welchem meist alle Kinderhände zugleich sich ausstrecken, gilt dasjenige, welches den Brust- oder Riehnknochen der Gans einschließt. Man verspricht einander Wunderdinge, die man nach dem Recept dieses oder jenes bewunderten Schulfreundes daraus herstellen will, und nur Mama weiß ganz genau, daß der Knochen einige Tage lang in der Schüsselmappe und dann auf allen möglichen ungeeigneten Plätzen im Hause placirt werden wird, bis er unter ihrer ordnenden Hand wieder verschwindet. Die Herstellung von Spielereien aus diesem Material ist gar nicht so leicht, wie unsere kleinen Kennerinnen in der Freistunde uns das versichern. Sie erfordert Geduld, und weil die kleinen Mädchen im Allgemeinen davon mehr zu haben

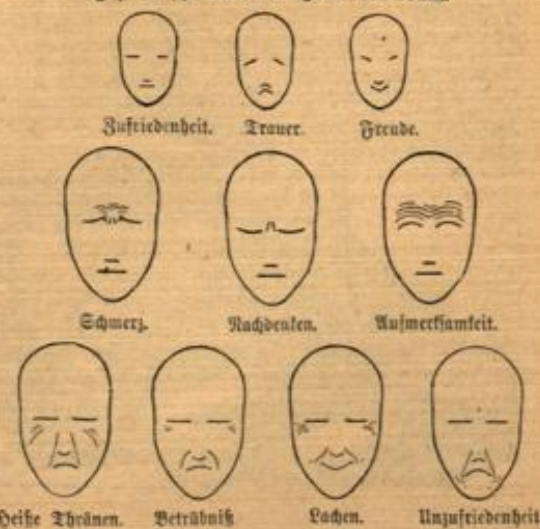


pflügen als ihre Herren Brüder, sollen bei dem nächsten Gänsebraten einmal alle männlichen Bewerber um den Riehnknochen leer ausgehen zu Gunsten der Schwestern, die aus demselben einen kleinen Puppenstempel anfertigen können.

Nachdem der Knochen von allen Fleisch- und Fetttheilen sauber gereinigt ist, wird er mit heissem Seifenwasser gebürstet und dann trocken gerieben. Je länger man reibt, desto glatter und glänzender wird das Bein. Dieses Bein, welches die Lehne und die vor ernen Beine des Sessels abgibt, muß durch ein rundes Holzstückchen oder ein Stückchen dünnen Bleistiftes mit Knopf das zum Aufstellen nöthige Gleichgewicht erhalten. Man befestigt diese Stütze, indem man sie in der Mitte der Lehne in ein in der untern Seite derselben gebohrtes Loch einfügt. Das Polster des Sessels ist ein mit Watte gefülltes, farbig überzogenes, vieredriges Kissen, welches je nach der Größe des Knochens etwa 4—5 Centimeter im Quadrat haben wird und ringum mit einer schmalen Bandröhre eingefast werden soll. Befestigt wird dasselbe durch starke Seidenfäden, die man an der hintern Mitte mehrmals um das stützende Stäbchen schlingt und vorn durch kleine in den Knochen gebohrte Oeffnungen führt, wo man dieselben dann festheftet. Schließlich erhält noch die Lehne des kleinen Sessels ein Gewinde von schmalen Seidenband, das in zierlichen Schleifen endet; und verfährt die kleine Hand bei der Herstellung dieses Spielwerks recht eifrig und sorgfältig, dann sind bis zum nächsten Gänsebraten vielleicht solche Puppenstempel derart in die Mode gekommen, daß jede Puppe darnach verlangt.

Physiognomische Studien.

Zehn Köpfe mit einer Feder voll Tinte.



Herz-Wenzel.

Humoreske

von

H. Höt.

(Schluß.)

Die Partie war aus. Amtsrichter Wenzel hatte trotz seiner drei Wenzel kaum über den Schneider hinauskommen können. Er zahlte eilig seinen Verlust und griff dann nach Hut und Ueberzieher. Obgleich die Anderen ihm protestierend die frühe Stunde — es war noch nicht zehn Uhr — zuriefen, stürmte er dennoch fort.

Als er in die Straße bog, in der seine Wohnung lag, prallte er an einen Mann an, der ihm entgegenkam, eilig, wie er selbst.

Eine kurze Entschuldigung auf beiden Seiten, dann eilte der Andere weiter, während Willy ihm verblüfft nachsah. Das war ja der schwarze Mensch, der Herz-Wenzel.

Du lieber Gott, wie kam er darauf, ihm diesen Namen zu geben?

In seiner Wohnung fand er die dicke Anna noch in der Küche hantierend. Er hätte sie um sein Leben gern gefragt, ob das zweite Couvert auf dem Abendtisch unberührt geblieben — aber das that er doch nicht.

Seine Frau fand er schon in tiefem Schlaf, und doch glimmte die Kerze auf ihrem Nachttisch noch — sonderbar!

Als er am nächsten Morgen an seinen Argwohn zurückdachte und dabei das frische Gesichtchen seiner Frau mit den ehrlichen Augen beobachtete, schien es ihm lächerlich, überhaupt auf dergleichen Gedanken zu kommen. Je mehr es aber zum Abend ging, desto stärker lehrten diese „verdrehen Gedanken“ wieder und desto wahrscheinlicher erschien ihm sein Argwohn.

Der tägliche Spaziergang, bei welchem heute Minna fast allein die Kosten der Unterhaltung tragen mußte, obgleich Willy



Ein Stabsoffizier in voller Sudanuniform. Zeichnung von F. Villiers. (S. 262.)

denselben länger ausgedehnt hatte wie gewöhnlich, war beendet.

Jetzt hörte er, an seinem Schreibtisch sitzend, wie die junge Frau das Mädchen fortgeschickte und zwar recht weit und wie dasselbe sich entfernte. Nun trat Minna ein mit seinem Ueberzieher und Hut.

„Deine Freunde werden auf Dich warten,“ sagte sie freundlich.

„Hm!“ machte er nur und beugte den Kopf noch tiefer über die Akten, obgleich er keinen Buchstaben las.

Sie wartete ein Weilchen. Dann: „Du wirst mich doch nicht in den Fuß einer Pantoffelheldin bringen wollen?“

Wieder sein „Hm!“

Endlich, nachdem er berechnet, daß die Anna nicht mehr zurückzurufen sei, schob er die Akten zurück und sagte: „Ich werde heute nicht gehen.“

„Wie?“ Ihm schien es, als klinge ein Erschrecken aus diesem hastigen Ton.

„Hm — ich möchte Dich nicht erschrecken — aber ich habe Kopfschmerzen, recht arge Kopfschmerzen.“ Und dabei hielt er sich mit beiden Händen die Stirn.

Jetzt war es aber echte Beforgnis, die sie ihn sanft zwingen ließ, sich auf der Chaiselongue auszustrecken.

Und nun — hätte er das nur eher bedacht, er hätte eine andere Art des Unwohlseins erwählt — mußte er eine ganze Flut von Sodawasser in seinen Magen ergießen und zu einer unabsehbaren Folge von Eiswasserkompressen auf seiner Stirn still halten. Dabei aber konnte er unausgesetzt Minna beobachten. Eine sehr nervöse Unruhe schien sie überfallen zu haben; ihre Wangen waren tief geröthet und immer von Neuem lauschte sie nach der Treppe. Er bot sie, ein wenig aus der italienischen Reisebeschreibung vorzulesen. Sie that es. Aber sie las schlecht und stockend. „Ich glaubte, es habe geklingelt,“ entschuldigte sie sich und legte ihm, der schon kostete, eine frische Kompresse auf. Da klingelte es wirklich — zweimal hinter einander.

Sie wollte aufspringen, aber er hielt



Die Nilexpedition: Ausladung von Booten am Nil bei den Elefanteninseln (Assuan). (S. 262.)

„Läß mich öffnen,“ sagte er. „Es läuft so viel Liebesgefinde umher und es passieren die unglaublichsten Dinge.“

„Dich mit Deinen Kopfschmerzen werde ich aufstehen lassen!“ rief sie aber dagegen und eilte hinaus, ehe er es hindern konnte. Willy richtete sich auf und lauschte. Er hörte, wie die Eingangstür geöffnet und nach wenigen

Minuten wieder geschlossen wurde; sonst keinen Laut, und doch verstand man im Zimmer jedes Wort, das auf dem Korridor gesprochen wurde.

Da trat seine Frau wieder ein, nicht mehr unruhig wie vorher lächelte sie ihm zu.

„Wer kam?“

„Ein — ein Bettler.“

„Aber ich habe weder Dich noch ihn sprechen hören wie sonst.“

„Rein — er, er war ja taubstumm.“

„Ah — so —!“

„Ja, taubstumm!“ Dabei nahm Minna das Buch wieder und las nun fliegend weiter.

Je ruhiger sie sich nun zeigte, desto aufgeregter wurde

Wie die Liebe sich verschieden äußert.

Nach Skizzen von Max Scholz.



Er teilt sie oft, denn ohne das
Macht ihm die Liebe keinen Spaß.



Wenn er nicht ab und zu Eins kriegt,
Da denkt er gleich, sie liebt ihn nicht.



Nur weil er weiß, daß er sie nie erreichen kann,
Fängt zu vergöttern er sie ohne Gleichen an.



Er kann sich mit ihr zeigen, led und frei,
Denn schön ist sie und hat auch Geld wie Heu.



Er liebt sie innig, denn mit stillem Zauber
Gibt sie ihm Bücher und den Schreibtisch sauber.



Er hat es gern, wenn sie ihm Kaffee bringt
Und ihn dabei mit ihrem Arm umschlingt.



Er quält sie, bis sie aus Verzweiflung weint,
Dann küßt er sie und sagt — es war nicht das gemeint.



Sie liebt ihn, denn ihm sieht 'ne Nase an,
Mit der sich ihre große doch nicht messen kann.



Sie liebt ihn, denn so lang wie er
War für sie passend weithin Keiner mehr.

„bis er endlich aufsprang, die Kompreß in eine Ecke schleuderte und ihr das Buch aus der Hand riß, um es auf den Tisch zu werfen.“

„Um Gottes willen, Willy, was ist nur mit Dir?“ rief die junge Frau erschreckt.

Er hielt plötzlich in seinem Auf- und Niederlaufen inne, blieb vor ihr stehen und sah ihr drohend in das Gesicht. Sie starrte ihn entsetzt an. Er war feuerroth, seine Stirn-

adern waren hoch aufgelaufen, und seine Augen glühten. Ein Zittern überfiel sie. Ah, was da aus ihrem bleichen Gesicht, ihrem scheuen Blick sprach, war angstvolles Schuldbewußtsein.

„O, er wollte es strafen, dieß Weib, das ihm Treue geschworen vor kurzer Zeit und ihn verrathen hatte an den ersten Besten, der ihr die Langeweile vertrieb! O —! Ohne es zu wissen, hob er beide Arme, als wolle er sich auf sein

zitterndes junges Weib stürzen, aber — die Besinnung kehrte ihm noch zur rechten Zeit soweit zurück — er griff damit nur an seinen Kopf und stöhnte: „Mein Gott, mein Gott!“

Nicht so, auf der That wollte er sie überführen und seine besleckte Ehre rächen an ihr und — ihm.

Da stand Minna neben ihm und versuchte ihn sanft wieder auf die Chaiselongue niederzuziehen, aber er stieß

ihrer Arm, der sich um seinen Nacken schmiegte, hastig zurück.

Nun rannen ihr die heißen Thränen über die Backen. „Ach Gott, ach Gott,“ jammerte sie, „er erkennt mich gar nicht mehr! Dieß entsetzliche Fieber! Und nun ist die Anna auch nicht einmal da, daß ich wenigstens zum Arzt schicken könnte! — Willy, lieber Willy, sage mir doch, was thut Dir weh? Ich bin es ja, Deine Minna. Sieh' mich doch nur einmal an! Kennst Du denn Deine kleine Frau nicht mehr?“

Ein lautes, höhnisches Lachen antwortete ihr. O, diese heuchlerischen Thränen und Liebesungen! Aber er mußte sie über sich ergehen lassen und sich zur Ruhe zwingen, wollte er das Herbeirufen des Arztes und Stubenarrest für morgen vermeiden.

Es war eine qualvolle Nacht, die nun für ihn folgte. Er haberte mit Gott und den Menschen. Bald klagte er Minna allein an, die er doch bis dahin für die Unschuld und Schamhaftigkeit selbst gehalten. Bald wieder machte er jenen Mann, den Herz-Wenzel — es war bei ihm kein Zweifel, daß er es war — einzig dafür verantwortlich. Bald wieder war er geneigt, sich selbst einen großen Theil der Schuld beizumessen, hatte er doch sein junges Weib arg vernachlässigt. Dann aber fuhr er wieder empor: „Nein, das hätte sie ihm und sich selbst trotz alledem doch nicht anthun dürfen!“

Endlich kam der Tag, aber er brachte keine Klarheit. Es kostete Willy unendliche Mühe, sich in seine Amtstätigkeit zu vertiefen und doch gewährte es ihm eine Erleichterung, seine Gedanken einmal auf einen andern Gegenstand richten zu können.

Beim Mittagessen war ihm die Kehle wie zugeschnürt, aber dennoch schluckte er mit Selbstüberwindung Alles hinunter, was Minna ihm auf den Teller legte. Hätte sie nur wenigstens nicht ihre alte Zärtlichkeit aus den Blitterwochen, die sie doch längst schon aufgegeben, heut wieder erheuchelt! Auf dem Spaziergang war Willy gesprächiger als sonst. Er hielt ihr lange naturwissenschaftliche Vorträge über den Vogelflug und die Temperaturverhältnisse aller möglichen Länder.

Wenn Minna dann still vor sich hinlächelte, dachte er: „Jetzt beschäftigt sie sich wieder mit jenem Andern.“ Wenn er dann schnell eine Frage that, zeigte ihre Antwort ganz deutlich, daß sie nichts von dem gehört hatte, was er gesagt.

Zu Haus angelangt, ließ er sich von ihr ein warmes Cachenez geben. „Ich muß heut die versäumten Parteen von gestern nachholen, da wird es wohl ein bißchen später werden als sonst,“ sagte er lachend dabei.

„Und Du fühlst Dich wieder ganz wohl?“

„Vollständig, Kind!“

Dann ging er, früher als gewöhnlich, in den Klub. Aber er spielte nicht und sprach wenig. Seine Augen waren unablässig auf die Wanduhr gerichtet.

„Nichterschen, Sie sehen ja aus, als hätten Sie heut ein Todesurtheil ausgesprochen und es thäte Ihnen hinterher leid,“ sagte der Apotheker.

Willy nickte nur zerstreut.

„Wahrhaftig? Nichterschen, erzählen Sie!“

„Ach, Unsinn! Mir ist heut nicht recht wohl.“

Da rückte der Zeiger auf die Zwölf und die Uhr ließ acht helle Töne vernehmen. Darauf hatte er gewartet. Nun eilte er fort, seiner Wohnung zu. Die Kniee zitterten ihm, als er die Treppen hinaufstieg, und es machte ihm viel Mühe, den Schlüssel geräuschlos in das Schloß zu stecken. Endlich stand er in dem Korridor und neigte sich mit angehaltenem Athem nieder, durch das Schlüsselloch zu spähen.

Da stand wieder der für zwei Personen gedeckte Tisch und dort saß seine Frau bei der Lampe. Er konnte nur ihr Gesicht sehen, sie lachte und sprach.

Da beugte sich etwas vor dieß Gesicht — es ist ein schwarzhaariger Kopf!

Eine wahnsinnige Wuth durchzuckt plötzlich den Lauscher. Er stößt einen dumpfen Schrei aus wie mitten in's Herz getroffen. Er tastet an der Thür umher, um den Griff zu finden.

Ermorden will er sie, alle Beide, sie und ihn, die Verbrecher! — Und er kann in seiner Hast den Griff nicht finden. — Während die drinnen sich küssen!

Endlich reißt er die Thür auf. Seine Frau schließt eben die des Nebenzimmers hinter dem Verräther und stellt sich dann schnell mit dem Rücken vor das kleine Tischchen mit der Lampe, an dem sie vorher gesessen, als hätte sie dort etwas zu verbergen.

Er warf nur einen kurzen Blick auf ihr bleiches Gesicht, dann stürzte er an ihr vorbei in das Nebenzimmer. Es war dunkel drinnen. Mit sinnloser Hast griff er mit den Armen darin umher, bis seine Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten.

Dort in dem Winkel stand der Mann. Mit einem Satz war er bei ihm, packte ihn an der Brust und zog den Widerstrebenden in das erleuchtete Zimmer. Dort erst, seiner Frau gegenüber, ließ er ihn frei.

„Ehrvergessene!“ knirschte er, dicht vor ihr stehend, durch die Zähne, während seine Hände sich unwillkürlich ballten und der leidenschaftliche Schmerz sein Gesicht verzerrte; „ehrvorgessenes Weib, wer ist das?“

Sie sah ihm mit großen, fragenden Augen in das Gesicht, ohne zu antworten. Erst als er fußstampfend seine Frage wiederholte, entgegnete sie: „Das ist — mein Lehrer im Klatspiel.“ Dabei trat sie von dem Tischchen zurück

auf dem in noch erkennbarer Ordnung — ein Spiel Karten lag.

Willy stand wie angewurzelt zwischen den Beiden. Seine Arme sanken schlaff herab, der verblüffteste Ausdruck trat auf sein noch eben leidenschaftlich erregtes Gesicht, er öffnete den Mund und vergaß, ihn wieder zu schließen. So starrte er den „Herz-Wenzel“ an, eine hagere Gestalt mit krummem Rücken, die Ellenbogen nach außen gezogen, die Kniee eingeknickt; das Gesicht bleich und hungrig mit einer breiten blutrothen Narbe und schielenden Augen. — Das war wahrlich keine Erscheinung, einen jungen Ehemann bei seiner Frau auszustechen!

Und als Willy nun stoßend Minna's Worte wiederholte: „Dein Statlehrer ist das?“ Da verbeugte sich diese Jammergestalt auch noch und sagte mit einer heiseren Füststimme: „Die Stunde fünfzig Pfennige, bei Einschluß einer Mahlzeit fünfundsiebzig.“

Da schmiegt sich die Arme der jungen Frau um den Nacken ihres Mannes und sie flüsterte ihm zu: „Ich wollte nur, daß Du Dich zu Haus bei mir nicht immer so langweilen solltest. Es war heut die letzte Stunde. Ich kann jetzt recht gut Stat spielen.“

Er drückte sie fest an sich und flüsterte zurück: „Du liebes Herz! Wie dumm und wie schlecht bin ich gewesen!“

„Nicht doch,“ lachte sie, „ich hätte es Dir sagen sollen; es wäre besser gewesen. Aber ich dachte doch, Du könntest nie, unter keinen Umständen daran zweifeln, daß Du immer mein Herz-Wenzel bleibst.“

Während sie sprach, gab Willy sich die schönsten Schmeichelnamen, wie Esel, Dummkopf und dergleichen und dann dachte er mit einem Seitenblick auf den „Lehrer“, was dieser Mensch wohl von ihm denken mußte, von ihm und seiner Frau, daß er selbst sie in einem so erniedrigenden Verdaht haben konnte.

Er mußte es wieder gut zu machen suchen, ebenso wie die etwas handgreifliche Behandlung, die er ihm hatte angedeihen lassen. Deshalb fragte er nun mit einem kleinen, verlegenen Lächeln: „Wie wäre es denn, liebes Kind, wenn Du Deine Kunst gleich einmal zeigst? Wollen wir nicht eine Partie zusammen machen? Der Herr wird gewiß so freundlich sein, mitzuspielen.“

Der Herr verbeugte sich zustimmend, während die junge Frau vor Vergnügen in die Hände klatschte.

Eine Viertelstunde später saßen die Drei um den kleinen Tisch, während daneben die Theemaschine ihre gemüthliche Weise sang. Die Augen der jungen Frau strahlten und ihre Wangen glühten vor Eifer. Da war die Partie zu Ende. Minna hatte gesiegt. Keine noch so schlaue Finte hatte sie irre zu führen vermocht, sie hatte ihre Soloanfrage glücklich durchgeführt.

„Viktoria!“ rief Willy und streckte seiner kleinen Frau glückwünschend die Hand hin, während der Schwarzhaarige sich im Vollbewußtsein seiner Lehrresultate in seinen Stuhl zurücklehnte.

„Nun,“ lächelte Minna glücklich, „es ist kein Wunder, daß ich gewonnen, hatte ich doch den — Herz-Wenzel.“

Generalpostmeister Fawcett und seine Frau Millicent Garret.

(Vid. S. 254.)

Die englische Nation hat einen Mann verloren, der ein merkwürdiges Bild der Charakterstärke, der Willenskraft für alle Zeiten sein dürfte. Henry Fawcett erblindete als Student und schwang sich dann durch Fleiß und Talent empor zum Professor der Nationalökonomie und zum Generalpostmeister des britischen Reichs. Ein blinder Mann in solcher Thätigkeit und hervorragend schöpferisch wirkend in beiden — das ist erstaunlich und wird den Namen dieses Mannes im Gedächtniß nicht nur des englischen Volkes erhalten. Wir geben hier das Bildniß Fawcett's und das seiner Frau — die eine treue Gefährtin des interessanten Staatsmannes gewesen und sehr viel beigetragen hat, daß er diese Stufe der Wirksamkeit erreichen und auf ihr bestehen konnte — und einige charakteristische Szenen aus seinem Leben. Henry Fawcett ist 51 Jahre alt geworden; er ward geboren zu Salisbury 1833, wo sein Vater städtischer Beamter gewesen. Henry besuchte die Schulen in London und studierte dann in Cambridge bis 1859. Da ereignete sich das Unglück, daß auf der Jagd ihn ein Schrottschuß in's Gesicht traf und er total blind wurde, aber dieses entsetzliche Geschick beugte den jungen Mann nicht — er studierte weiter und kaum ein Jahr später machte er Aufsehen durch einen Vortrag auf der Versammlung der „British Association“ zu Aberdeen über die wirtschaftlichen Wirkungen der damaligen Goldfunde; besonders erregte Verwunderung, daß er ganze Zahlenreihen aus dem Gedächtniß entwidete, gleichsam als ob er sie von einer schriftlichen Zusammenstellung auf dem Papier ablasse. Die Blindheit erhöhte die Deutlichkeit seines Geistes und die Beherrschung des gelehrten Stoffes. Schon im Jahre 1863 ward Fawcett zum Professor der Nationalökonomie in Cambridge ernannt und veröffentlichte jetzt sein großes Werk, das „Handbuch der Volkswirtschaft“; eine ganze Reihe gleich hervorragender Bücher nationalökonomischen Inhalts folgte dieser ersten Publikation und der blinde Mann ward eine Berühmtheit als Universitätslehrer und gelehrter Schriftsteller. 1867 verheiratete sich Fawcett mit Millicent Garret, einer Dame von ebenso großen Gaben des Geistes wie des Herzens, die auch als volkswirtschaftliche Autorin Aufsehen erregte, und in dieser Frau fand der blinde Gelehrte eine Gehilfin, die an allen Erfolgen ihres Mannes sehr wesentlichen Antheil hatte. In demselben Jahre trat Fawcett in das Parlament und wurde 1880 zum Generalpostmeister ernannt. Weltbekannt machte hier der blinde Staatsmann seinen Namen durch die Einführung der Postsparkassen, die Vervollkommenung des Geldanweisungswesens und der Paketpost. Als Politiker kämpfte Fawcett stets für die Armen und Unterdrückten;

er sprach für die armen Indier, zu Gunsten des Frauenstimmrechts, der Verbesserung der irischen Verhältnisse und war allseitig und geehrt wegen seiner Lebenswürdigkeit, Milde und stets höchst bereiten Humanität; in seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich auch mit dem Projekt einer Aenderung der Straßenamen Londons, die einerseits nichtshagend sind, wie John Street, York Street, Duke Street, andererseits durch häufige Wiederkehr beständige Verwirrungen verursachen. Fawcett gehörte einer starken und langlebigen Familie an; sein Vater, ein Zweihundneunzigjähriger, spottet jetzt noch jeder Anstrengung. Früher litt Fawcett an einer großen Furcht vor dem Tode; nachdem er aber vor zwei Jahren durch den Typhus sich dessen Furcht genähert, ohne von dem Todeskampf etwas mehr zu verspüren als ein Aufhören jeglichen Schmerzes, verlor sich diese Furcht; und so ist er wahrscheinlich mit Gleichmuth in's Jenseits hinübergeschlummert. Der blinde Professor, Politiker, Schriftsteller und Generalpostmeister wird stets eine der interessantesten Erscheinungen in der Geschichte der Menschheit sein.

Vom Kriegsschauplatz in Aegypten.

(Bilder S. 260.)

Der englisch-ägyptische Krieg ist reich an interessanten und originellen Szenen; es mischen sich in dem Lande der Pharaonen die modernsten Beförderungsmittel und Kriegsbewegungen mit den uralten Verkehrsarten, Geräthen und Borrichtungen, wie wir sie auf den Pyramiden abgebildet erblicken. Das Hauptstück in diesem Kriege bildet das Kamel, welches englische Offiziere und die neuesten, elegantesten Zelte trägt, auch gewaltige Riesen englischer Zwiebacke und Biere; Geldeisenbahnen mit gepanzerten Gepädwagen, Lokomotiven, mit Kanonen armirt, erblickt man am Saume der Wüste, und auf dem Nil fahren Flottillen von Dampfbooten jeder Art, dazu die ursprüngliche Bewaffnung der Feinde, theils mit den neuesten Waffen, theils aber noch mit uralten Speeren und Schilden; das Alles wirbelt durcheinander, und grenzt unmittelbar aneinander Orient und Occident, die neueste Zeit eines hochkultivierten Volkes und die altägyptische Weise, wie vor fünftausend Jahren. — Unsere beiden Bilder zeigen das huntebewegte Treiben beim Ausladen einer Anzahl englischer Boote, die auf großen Lastdampfern angekommen zum Zweck der leichteren Beweglichkeit kleiner Truppentheile, und eines englischen Stabsoffiziers in voller Subanniform, geschützt gegen Staub, Sonne und Fliegen und dabei wasserfest. Dieser Kriegsmann sieht eher einer Soldatenummie als einem aktiven Stabs-offizier ähnlich, aber er ist auch eine charakteristische Erscheinung dieses seltsamen Krieges.

Die Fabrikation der Kunstbutter.

Ist jetzt ein blühendes Gewerbe. Das Publikum hat das Produkt im Ganzen mit Beifall aufgenommen, denn gut bereitet, ist auch gar nichts dagegen einzuwenden. Bei der ganzen Fabrikation, die in vier Operationen besteht, ist die größte, die peinlichste Reinlichkeit eine unerlässliche Hauptsache. Die erste ist das Waschen. Zerhacken und Schmelzen des rohen Talgs; die zweite das Krystallisieren des geschmolzenen Fettes; die dritte das Auspressen des Oleo-Margarins (des Kunst- oder Sparbutterfettes); die vierte das Buttern.

Der Talg muß möglichst frisch aus dem Schlachthaus genommen und in großen Bassins so lange gewaschen werden, bis das Wasser ganz klar abfließt. Dann wird er, zu faustgroßen Stücken zerhackt, in die Mühle geschafft. Diese besteht aus gegahnten Walzen, die sich in entgegengesetzter Richtung mit verschiedener Geschwindigkeit drehen, das Fett vollständig zerhacken und seine Zellen zerreißen. Nun wird die Fettmasse in hölzernen Bottichen mit einer bestimmten Menge Wasser gemischt und Dampf hindurch geleitet, bis die Temperatur auf 40 bis 50 Grad Celsius gestiegen ist. Bei diesem Wärmegrade gibt das geschmolzene Fett den sogenannten Margarinalg (premier jus) ab. Nachdem man einige Zeit ruhig stehen ließ, um Fleisch- und Häuteftüchchen abziehen zu lassen, wird das Fett in die etwa 15 Liter fassenden Krystallisirgefäße abgezogen. Der betreffende Raum wird auf 35 bis 40 Grad Celsius erhalten, wobei das Fett langsam erkaltet und sein Stearin in rein weißen Kuchen absetzt, während der flüssige Bestandtheil des Fettes, das Margarin, in der möglichst großen Ausbeute gewonnen wird. Der Breikraum hat dieselbe Temperatur wie der Krystallisirraum. Die dicke Fettmasse wird in leinene Beutel geschüttet, die auf einem großen Tische mit Marmorplatte liegen; 4 bis 6 Beutel werden, durch Bretter von einander getrennt, einem sanften, allmählich verstärkten Druck ausgesetzt und das Margarin langsam und ohne die Filtrirbeutel zu sprengen ausgepresst.

Der wirtliche Fabrikbetrieb für Kunstbutter erfordert die Verwendung von Oleo-Margarin, feinstem Sesam- oder Erdnöl und Milch. Es wird in folgender Weise verfahren: In einem Schmelzgefäß werden Margarin und Öl zu einer bestimmten Temperatur gebracht und 20 bis 30 Prozent für sich besonders erwärmte Milch zugelegt. Die Mischung gelangt dann in ein Gefäß mit doppeltem Mantel, wird mit heißem Wasser warm gehalten, mit einem Rührapparat tüchtig durchgearbeitet und nach genügendem Buttern in das Kühlbassin abgelassen. Nach dem Erkalten passiert die Kunstbutter schließlich durch eine Vorrichtung, welche überschüssiges Wasser und Milch auspresst, weil diese das Rangigwerden beschleunigen.

Lebensregeln.

Magst deinem Diener schweigend verzeihen,
Nur Disputieren das laße sein!
Behältst du auch am Ende Recht,
Er wird dein Herr und du bist sein Knecht.

Daran sollst du das Eble begreifen:
Nicht am schnellen, sondern am langsamen Reiten.



Aus allen Gebieten.

Gesundheitsfohlen gegen Kälte der Füße zu bereiten.

Man nehme eine nicht zu dicke, ungeleimte Pappe (sogenannte Schrenzypappe), befestige dieselbe durch Nägel auf eine Tischplatte oder ein ebenes Brett und breite sich eine heiße, mäßig konzentrierte Leimlösung, der man auf das Pfund trockenen Leims ein Loth saures chromsaures Kali zugesetzt hat. Die Leimlösung wird heiß mittelst eines breiten Pinsels auf die Pappe gleichmäßig aufgetragen und nach einigen Minuten das Auftragen wiederholt, welches so oft geschieht, bis sich eine recht dicke Lage Leim, nach dem sich ein Theil davon in die Pappe gezogen, auf derselben bemerkbar macht, die, getrocknet, die Dicke einer Linie haben kann. Sogleich, nachdem die letzte Lage der Leimlösung aufgetragen worden, streut man kurz geschchnittene Schafwolle oder Pollenstaub auf und läßt Alles in trockener, nicht zu warmer Atmosphäre langsam austrocknen. Aus den auf diese Weise bereiteten Platten schneidet man nach Größe des innern Schuhrandes die Einlegesohlen, deren man zwei Paare haben soll, um die einen nach gemachtem Gebrauch zur Wiederverwendung trocknen und mit den anderen austauschen zu können. („Fundgrube“.)

Pferden ein schönes glänzendes Haar zu verschaffen.

Man lasse vor Eintritt des Frühjahr und des Herbstes für jedes Pferd wöchentlich zwei- bis dreimal eine Handvoll Leinsamen in etwa fünf Liter Wasser und gebe ihnen die vier Wochen hindurch lauwarm zu fressen. Das Haaren geht hiedurch leicht und gut von Statten und die Druße, der die Pferde in diesen Jahreszeiten vorzugsweise ausgeht, wird entweder gar nicht entzündet oder doch bei gehöriger Schonung leicht und gemäßig abgelaufen.

Zeichnungen auf Obst.

Die Londoner Gärtner haben jetzt angefangen, besonders schöne Früchte, mit ihrer Firma markirt, auf den Markt zu bringen. Das Zeichnen besorgt die Sonne. Wenn man nämlich Buchstaben oder Zeichnungen in schwarzem Papier ausschneidet und dieses auf eine Pfirsiche, einen Apfel oder eine Birne klebt, so tritt der Ausschmitt bei der Reife der Frucht in dunklerer Färbung hervor, als die Umgebung. Die Sache ist nicht neu, wohl aber die Anwendung, die davon gemacht wird.

Blumen während des Winters im Zimmer auf eine zweckmäßige Weise zu kultivieren.

Blumen oder auch nur grüne Pflanzen in den Wohnräumen, während es draußen gefriert, gewähren den meisten Menschen ein ganz besonderes Vergnügen. Leider ist aber diese Art Kultur mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft, worunter die Trockenheit der Zimmerluft ganz besonders hervorgehoben werden muß. Durch zweckmäßige Blumentische und durch Auswahl solcher Pflanzen, welche die Trockenheit der Luft am besten vertragen, läßt sich indes dieser Mangel einigermaßen beseitigen. Die Blumentische sollten die Breite des Fensters haben, vor das sie zu stehen kommen, und von solidem Brettergerüst, also nicht von Weiden und so weiter gefertigt sein. Noch besser aber ist es, wenn sie innen mit Zink ausgelegt sind. Diese Tische füllt man zwei Zoll hoch mit reinem weissem oder gelbem Sand an und stellt die Blumentische darauf. Diese Vorrichtung hat den Vortheil, daß man die Blätter der Pflanzen mit der Brause einer kleinen Gießkanne öfters besprühen kann, wodurch sie rein und gesund erhalten werden. Der Sand fängt das Wasser auf und theilt es später durch Verdunstung den Pflanzen mit. Zimmer mit hohen Fenstern, die gegen Süden, Südwesten oder Südosten gelegen sind, eignen sich am besten zur Winterkultur. Die Blumentische sollten mit Klappen versehen sein, um sie bei kalten Nächten in die Mitte des Zimmers schieben und den Pflanzen beim Besprühen und Reinigen von allen Seiten beikommen zu können. Sollten die Pflanzen unglücklicherweise gefrieren, so verdunkelt man das Zimmer und besprüht sie wiederholt mit kaltem Wasser, worauf man sie nach und nach wieder dem Lichte aussetzt. („Fundgrube“.)

Rezepte.

Gelb gewordene Eisenbeinhäute von Messern und Säbels macht man wieder weiß durch sorgfältiges Abreiben mit Seinpapier.

Kattun zu waschen. Der Hauptgrund, weshalb gedruckte Zeuge bei der Wäsche die Farben verlieren, ist einfach darin zu liegen, daß die verschiedenen Beizen, wodurch die Farben im Zeuge festgehalten werden sollen, durch alkalische Bestandtheile, wie sie Seife im Ueberfluß enthält, eine Veränderung erleiden. Deshalb bediene man sich beim Waschen des Kattuns und des Baumwollens nicht der Seife, sondern beobachte folgendes Verfahren: Man bringe Flußwasser in einem kupfernen Kessel so weit in Hitze, daß man kaum die Hand darin halten kann und schütte den achten Theil vom Gewicht der zu waschenden Zeuge Wasenkleie hinein. Nachdem man die Mischung fünf Minuten lang auf dem Feuer gelassen und gut umgerührt hat, bringe man die Kleider hinein und drehe dieselben mit einem Holzstabe sehr oft um, wobei man die Flüssigkeit zum Sieden kommen läßt. Alsdann lasse man die Kleider abkühlen, wasche die Kleidungsstücke darin aus, spüle sie in Flußwasser nach und trockne sie bei gewöhnlicher Temperatur. Auf diese Weise erhält man die Kleider so rein, als ob sie mit Seife gewaschen wären, während die Farbe nicht im geringsten verblasst ist.



Anekdoten und Witze.

Sonderbare Bitte.

Der um 1772 regierende Kurfürst von Trier, Johann Philipp, war ein leidenschaftlicher Jäger; vor Allem gehörten Parforcejagden auf Wildschweine zu seinen Lieblingsneigungen, zu denen er sich einen eigenen Waidmann Namens Groshopp verschrieben, dem er den Titel Oberjäger nebst guter Besoldung verlieh. Groshopp machte seinem Amte Ehre und zeigte sich außerdem seinem kurfürstlichen Herrn treu ergeben, im Uebrigen war er ein schlächter Mann ohne Bildung, der sich um den Hof und Hofesitte wenig kümmerte. Auf einer Saujagd ereignete es sich, daß die Begleitung des Kurfürsten von diesem getrennt ward, nur Groshopp war mit dem Gebieter zusammen geblieben, und Beide schritten ahnungslos den Waldpfad dahin, als plötzlich ein Eber aus einem Gebüsch hervordrang und mit wuthfunktenden Augen und gesträubten Borsten sich gerade auf den völlig unvorbereiteten Kurfürsten stürzte. Johann Philipp wäre verloren gewesen, hätte nicht im letzten entscheidenden Moment der Oberjäger sich zwischen seinen Herrn und das wüthende Thier geworfen. Eine Waffe zu gebrauchen, war unmöglich, aber mit Riesenkraft packte Groshopp das kolossale Thier bei den Borsten und hielt es trotz seines Sträubens fest, bis der Kurfürst im Stande war, ihm den tödtlichen Stoß zu versetzen. Nun kam auch das Gefolge herbei, und vor Aller Augen umarmte Johann Philipp den Helfer in der Noth, ihn als seinen Lebensretter preisend. Noch in derselben Stunde bat er Groshopp, ihm einen Wunsch zu äußern, dessen Gewährung er im Voraus versprach. Der schlächte Mann dachte eine Weile nach, ehe er an den kurfürstlichen Herrn die Bitte äußerte, ihm das Fell des eben erlegten Thieres zu überlassen. Unter den Hofleuten entstand eine Bewegung, man hatte dem Groshopp so viel Zartgefühl gar nicht zugezogen, augenscheinlich wollte er die Haut ausstopfen lassen oder sonstwie zur Erinnerung an das verhängnißvolle Ereigniß verwenden. Selbst der Kurfürst war gerührt und unter dem Vorbehalt einer bessern Entschädigung gewährte er natürlich sofort das bescheidene Verlangen seines Retters. „Und nun sage mir, mein Sohn“, fragte er, „zu welchem Zweck willst Du denn die Haut verwenden, die Du so heldenmüthig erobert?“

„Das will ich Eurer kurfürstlichen Gnaden sagen“, lautete die unbesangene Antwort Groshopp's, „eine haudeyerne ‚Buz‘ (Hose) soll mir der Schneider daraus machen!“

Trotz einer gewissen Enttäuschung konnte sich der hohe Herr des herrlichen Lachens nicht enthalten; daß der Oberjäger aber neben dem gewünschten Stoß zur „Buz“ auch den „Macherlohn“ von dem dankbaren Kurfürsten erhielt, ist selbstverständlich.

Die Akademie der Schweiger.

In Hamadan in Persien bestand einst ein berühmter Gelehrtenverein, dessen erster Grundsat war, zu schweigen; er führte den Namen „Die schweigende Akademie“. Einst verlangte der gelehrte Said, in dieselbe aufgenommen zu werden, doch, da alle Plätze besetzt waren, konnte man seine Bitte nicht erfüllen. Der Präsident theilte ihm dieß stillschweigend mit, indem er auf eine vor ihm stehende Vase wies, die bis zum Rande mit Wasser gefüllt war, so daß sie bei einem Tropfen mehr überlaufen mußte. Said pflückte rasch von einem Strauche ein Rosenblatt und legte es auf die Vase so sanft, daß kein Tropfen dadurch verschüttet wurde. Dieser geistreichen Antwort verdankte er seine Aufnahme.

Der bekannte Abbé Dubois beschenkte während seiner Glanzperiode am neuen Jahre alle seine Domestiken, mit Ausnahme des Intendanten. Zu diesem pflegte er bloß zu sagen: „Ich schenke Dir, was Du mir gestohlen hast.“ Der Intendant dankte sich ehrfurchtsvoll und schlich von dannen.

Abkürzung.

„Aber ich bitte, verehrte Freundin, Sie nennen mich immer Frau Tambour-Majorin! Lassen Sie doch zwischen uns jede Etikette beiseite und nennen mich einfach: Liebe Majorin!“

Interessante Bücher.

Ein sehr hübsches Werkchen, das gewiß der gesamten Kinderwelt Freude machen dürfte, hat der Dümmler'sche Verlag in Berlin herausgegeben. Es ist dieß ein „Zoologisches Album“ von Hagelberg, nach dem Muster der Briefmarkenalbuns, in welches die Abbildungen von Thieren eingeklebt werden. Die Thierbilder bestehen aus kleinen, lose aneinander hängenden Kartchen mit farbig eingepreßten Thierdarstellungen. Die Kartchen sind gummiert, somit überaus leicht die Albums fertig zu machen. Diese Novität bildet zugleich einen vortrefflichen zoologischen Handatlas, der vollständiger ist als manche Naturgeschichte; die drei Bände, mit den dazu gehörigen drei Kartchen für die Kartons, enthalten über tausend feine und wahre Thierbilder, durch Nummern für jede Tafel gekennzeichnet, unten die deutsche und wissenschaftliche Benennung tragend; den Tafeln gegenüber befindet sich ein kurzgefaßter klarer Text und vor jeder neuen Thiergattung eine kleine naturwissenschaftliche Einleitung. Wir empfehlen diese Novität als eine sehr glückliche Bereicherung der Beschäftigungsspiele für die Jugend, indem sie Unterhaltung und dauernde Belehrung auf vorzügliche Weise in diesem zoologischen Album zu verbinden weiß.

Schach.

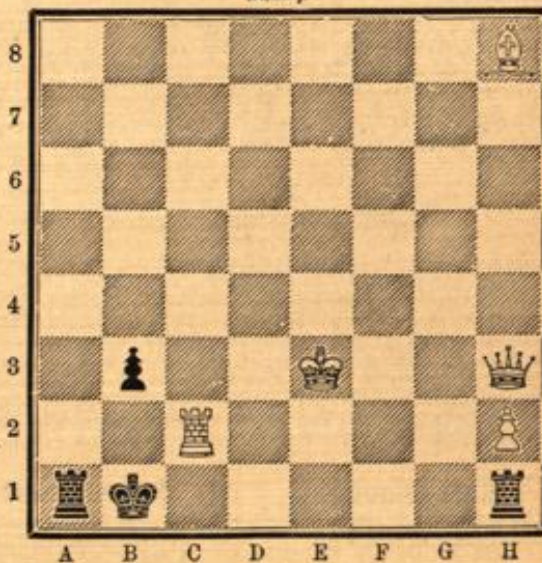
(Redigirt von Jean Tustreac.)

Zu den Dreißigjährigen des Nürnberger Problemturniers, dessen werthvolles Gedächtnis, von Max Rürsch herausgegeben, im Verlage von Zeit & Co. in Leipzig kürzlich erschienen ist, gehört auch die folgende elegante Aufgabe.

Aufgabe Nr. 6.

Von E. Raab in Breslau.

24may.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 4 in Nr. 14:

(In dieser Aufgabe muß die Unterschrift lauten: „Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt“.)

- | Weiß. | Schwarz. |
|---|---|
| 1) E. E 5 nimmt C 4. | 1) A. A 2 nimmt C 4. |
| 2) D. B 4 — C 3 + | 2) R. D 4 nimmt C 3. — C 5 oder anders. |
| 3) F. F 4 — E 5, T. B 2 — B 5 oder D. Matt. | |
| A. | |
| 1) C. C 4 — E 3 + | 1) D 3 — D 2. |
| 2) E. C 4 — E 3 + | 2) R. D 4 — D 3 oder A. A 2 — C 4. |
| 3) T. B 2 nimmt D 2 oder D. B 4 nimmt C 4 Matt. | |

(Andere Varianten leicht.)

Auflösung des Räthelsprungs Seite 239:

Wissen es die kleinen Blumen,
Die am Bienenbuche niden,
Daß sie hold und lieblich duften,
Sinn und Auge sie erquiden?

Weißt du, daß dem Bienenbuche,
Der nur einmal dich geschaut,
Wie von einem Gnadenbilde
Stiller Friede niederbaue?

Franz Augier.

Kleine Korrespondenz.



Hrn. F. L. in G. München und Düsseldorf. Bei beiden das Sekretariat der Materialakademie.

Hrn. F. E. in Podgorze. Ein solches Buch über diesen Gegenstand gibt es nicht, auch keine Broschüre können wir finden; wohl sind Notizen in großen Werken vorhanden.

Hrn. E. F. E. in Hof. Anthologien nicht. Goethe, Poesien. Trad. par Blaze. Schiller, Oeuvres par Regnier.

Abonnent in St. Wendens Sie sich an die deutsche Seemannsschule in Hamburg, Steuermärders.

Frau H. Bardehausen. Sie werden die Antwort wohl schon gefunden haben. Senden Sie schließlich das Kleid an die chemische Wäscheanstalt von Judlin in Berlin.

Hrn. J. Meurer in München. Vielleicht direkt durch Wilhelm Benger Edhne, Stuttgart. Eine Firma, die speziell unter Professor Jäger's Anleitung arbeitet.

Frl. Eveline P. in Debreczin. Weil der Redakteur ein Roman-schriftsteller ist — glauben Sie — mühte er auch Ihre Herzensgeheimnisse sofort errathen nach Ihrer Photographie. Kann denn die Photographie nicht aufgenommen sein vor dem Herzensgeheimniß, oder die Betreffende im Moment der Aufnahme an ihr Geheimniß auch einmal nicht gedacht haben? Sie sehen, wie schwierig hier das Amt eines Wahrsagers ist. Wir wollen es wagen auf die Gefahr hin, nicht allwissend zu sein. Also: Sie verehrt ihn, er weiß nichts davon. Sie weiß nicht, wie ihm dieß fundgeben, und er geht so harmlos durch's Leben und an ihr vorbei, als ob es gar kein heißfühndendes Herz in seiner Nähe gäbe. Nun, Zeit bringt Rosen.

Hrn. G. Weinzierl in Rdn. Hübsche Schüler- und Schülerinnenkalender sind bei O. Spamer in Leipzig erschienen. Es sind kleine Jahrbücher mit Kalendarien, zugleich Notizbuch, Gedächtnistabellen, Chronomischem, Gedichten, kleinen novellistischen Skizzen etc. Ein sehr eleganter Notizkalender der Art unter dem Namen „Mentor“ bei Pierr in Alenburg.

Hrn. J. Gamlit in Rem-Fort. Vergleichen finden Sie in der „Fundgrube“, Monatschrift für die gesamten praktischen Bedürfnisse, von Dr. A. Raab. Erscheint in Buchner's Buchhandlung in Bamberg.

Frau G. v. L. in Hannover. Rüdert sagt: „Wenn die Rose selbst sich schmückt, zieht sie auch den Garten.“

